

Samuel
von
Pufendorf

Sächsische

23	8 ^o
----	----------------

6479

Murbach
Landesbibl.

Dr. Siegfried Sieber

Samuel von Pufendorf

Staatsdenker, Bahnbrecher
und Kämpfer



Verlag Heimatwerk Sachsen
o. Baensch Stiftung
Dresden

Samuel von Pufendorf

Staatsdenker, Bahnbrecher und Kämpfer

Von

Dr. Siegfried Sieber



Verlag Heimatwerk Sachsen, v. Baensch Stiftung
Dresden
1938



Druck: Baensch Stiftung, Dresden

1949 Ve 2883

Einstimmung

Präsident Coolidge sagte 1926 in seiner Festrede anlässlich des 150. Jahrestages der Vereinigten Staaten von Nordamerika: „Die politischen Schriften des in Sachsen geborenen Gelehrten Samuel Pufendorf haben der Freiheit des amerikanischen Volkes den Weg gewiesen.“

*

Hermann Hettner schrieb um 1860 in seiner berühmten Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts: „Im Kampfe mit den Theologen blieb Pufendorf Sieger. Seitdem gab es in Deutschland wieder eine philosophische Wissenschaft, welche unbekümmert um Streit und Widerstreit der Theologie ihren eigenen Weg ging.“

*

Friedrich Lezius erklärte 1900: „Als Vorkämpfer der Duldung ist Pufendorf oft gefeiert worden, und wenn er auch als solcher an Bedeutung dem englischen Denker Locke nicht gleichkommt, so verdient er doch neben ihm genannt zu werden.“

*

Erik Wolf äußerte 1927: „Pufendorf war nicht nur der Träger einer neuen Lebensform, der Ahner und Prophet, wie Grotius es gewesen war, in ihm war dieser neue Geist voll gegenwärtig und bereit zur Tat. Er war ein echter Führer seiner Zeit.“

*

Heinrich von Treitschke, der hinreißende Mahner der Deutschen, faßte nach 1870 sein Urteil über Pufendorf fol-

gendermaßen⁸ zusammen: „Rein anderer Held deutschen Gedankens hat so grausame Mißachtung erfahren wie Pufendorf. Die Gegenwart rückt die mächtige Gestalt des alten Streiters ihrem menschlichen Verständnis näher, wie er so trotzig hereinbricht in seine schlaffe Zeit, keines Mannes Schüler, ganz auf sich selbst ruhend, und doch im Ganzen lebend, stets zur rechten Stunde mit dem rechten Worte bereit; wie er sich durchschlägt durch eine Welt von Feinden und jederzeit recht behält! Er war der erste Deutsche, der die rettungslose Fäulnis des alten Reiches klar erkannte. Er zuerst hat uns das Recht erobert, weltlich frei zu denken über die weltliche Natur des Staates . . . Der hochbegabte oberländische Stamm, von jeher reich an hellen Köpfen, hat seit Luthers Tagen nie wieder so entscheidend eingegriffen in die Bildung unseres Volkes, wie damals, da er neben der Fülle kleiner Talente rasch nacheinander die drei reformatorischen Denker der Epoche: Pufendorf, Leibniz, Thomasius in das verödete deutsche Leben hinausfandte.“

*

Pufendorf, der scharfsinnige Staatsdenker, der unerschrockene Vorkämpfer deutscher Reichspolitik, der Mitstreiter des Großen Kurfürsten und Wegbereiter Friedrichs des Großen, der geistvolle Rechtsgelehrte, der tiefschürfende Geschichtsschreiber, der treffliche Mensch, ein Obersachse von Welt-ruhm, ein unermüdlicher Diener des Reiches, soll durch dieses Büchlein unserer Zeit nahe gebracht werden.

Lob der Sippe

Wie Lessings Ahnen, waren die Vorfäter Pufendorfs, soweit wir sie kennen, Geistliche. Das lutherische Pfarrhaus

hat dem deutschen Volke viele Große geschenkt. Aber wie bei Leibniz wird auch in Pufendorf daneben erzgebirgisches Bergmannserbe fündig. „Pufendörfer“ nannte sich noch sein Vater, der fromme Pfarrer Elias Esaias. Und biblische Namen erhielten sie alle in der Taufe.

Urgroßvater Thomas Pufendörfer ist bis 1564 Pfarrer in Glauchau, vermählt mit einer Heubnerin. Beider Sohn, Johann Pufendörfer, geboren 1547, ein Jahr nach Luthers Tod, wird Pfarrer in Großolbersdorf bei Wolkenstein († 1602). Er vermählt sich in erster Ehe mit einer Pfarrers-tochter aus Callenberg, die ihm zwei Söhne schenkt: David predigt drei Jahrzehnte im Muldenstädtlein Waldenburg; Samuel wirkt als Pfarrer in den Bergstädten Scheibenberg, Ehrenfriedersdorf und Eibenstock. Er ist der **Vater** des späteren kühnen Bekämpfers engstirniger Geistlichkeit.

Aufgeschlossener Sinn, Wagemut im **Kampf** mit der Finsternis, unruhiger Drang in die Welt, aber auch Gewandtheit, Fleiß und Zähigkeit strömen den Pufendörfern zu durch Maria Rhau, Tochter eines Marienberger Bergbeamten, Großmutter unseres Helden. Pfarrer Johann Pufendörfer führt sie in zweiter Ehe heim. Sie hat als gütige Großmutter noch über den Kinderjahren ihres berühmten Enkels gewacht.

Ihr Sohn Elias, 1592 in Großolbersdorf geboren, Fürstenschüler zu Meissen, wird in Dorfschemnis als Geistlicher eingesetzt, wiewohl der Gemeinde „sein heldenkender Geist“ nicht zusagt. Er heiratet 1622 die Tuchschererstochter Margarete Hickmann aus Dippoldiswalde, die er wohl bei ihrem Bruder, dem Pfarrer im nahen Stollberg, kennengelernt. Sieben Kinder, darunter vier tüchtige Söhne, erfüllen bald das stille Pfarrhaus mit ihrer Fröhlichkeit.

Der älteste heißt Jeremias. Er wird Pfarrer und Nachfolger seines Vaters (begründet übrigens mit seinen Nach-

kommen eine berühmte Juristenfamilie in Hannover). Der zweite, Esaias, gewandter Staatsmann, später geadelt, wird uns noch oft beschäftigen. Der dritte ist unser Held. Der vierte stirbt jung als Gesandtschaftssekretär in Paris. Eine Tochter wird Stammutter der für Sachsens Fabrikwesen wichtigen Familie Höpner.

Kleine Städte und Dörfer Obersachsens und des Erzgebirges sind die Schauplätze für das Wirken der wackeren Sippe der Pufendorfer gewesen. Aus bescheidener Enge, aus heißgeliebter Heimat drangen einige ihrer Glieder vor in die große Welt, zu wichtigen Ehrenstellen und an mächtige Fürstenhöfe.

Heimat und Jugend

Sieben Städte stritten um die Ehre, Geburtsort Homers zu sein. Als Pufendorf berühmt ward, machte das kleine Dorf Flöha, am Zusammenfluß der Erzgebirgsgewässer Zschopau und Flöha gelegen, dem behäbigen Bauernort Dorfchemnitz im Zwönitztale den Rang als Geburtsstätte streitig. Aber das unbestechliche Kirchenbuch weist nach, daß Samuel Pufendorf am 8. Januar 1632 zu Dorfchemnitz geboren ist.

Die Zwönitz hat in jahrtausendelanger Arbeit ein Tal mit wechselnden Engen und Weitungen in die Hochfläche des Erzgebirges eingeschnitten. Dorfchemnitz liegt in breiter Talwanne, 31 Eisenbahnkilometer südlich der rauchenden Industriestadt Chemnitz. Die Bauerngüter von einst treten heute bescheiden zurück hinter fensterreichen Fabriken, in denen zarteste Seidenstrümpfe hergestellt werden. Längst steht das Kirchlein nicht mehr, in dem Pfarrer Landrock aus dem benachbarten

Ahnentafel Samuel von Pufendorfs

Bearbeitet von Willy Koch, Annaberg (Glückauf! 1932)

- | | | | | | | | | | | | | | | | |
|--|--|--|---|---|--|---|-----------|--|---|--|------------|------------|------------|------------|------------|
| <p>1. Pufendorf, Samuel
Freiherr von, 1661 Prof.
in Heidelberg, 1670 Prof.
in Lund, dann Hofhistorio-
graph und Staatsrat in
Stockholm, 1686 Geheim-
rat und Hofhistoriograph
in Berlin, * Dorfschemnis
8. 1. 1632, † Berlin 5. 11.
1694.
∞ Heidelberg (Spitalkir-
che) 30. 4. 1665 mit von
Valthen, Katharina Eli-
sabeth, Witwe des Heidel-
berger Juristen Ludwig
Sedinger. * ? 1629,
† Berlin 25. 3. 1713.</p> | <p>2. Pufendorffer, Elias
Esaias, Pfarrer 1620 in
Dorfschemnis, 1634 in
Flöha, * Großolbersdorf
10. 6. 1592, † Flöha 4. 5.
1648.</p> | <p>∞ Dippoldiswalde 25. 6.
1622.</p> | <p>3. Siedmann, Margareta,
~ Dippoldiswalde 25. 1.
1600, † nach 1658.</p> | <p>4. Pufendorfer, Johann,
Pfarrer 1569 in Mühlau
bei Burgstädt, 1575 in
Großolbersdorf,
* Glauchau 25. 12. 1547,
† Großolbersdorf 1602,
I. ∞ Callenberg b. Wal-
denburg 4. 4. 1570, Anna,
Tochter des dortigen Pfar-
rers Wolfg. Büchner
(Betullius), † 25. 1. 1588.
II. ∞ Marienberg 17. 6.
1588.</p> | <p>5. Rhau (Raw), Maria,
~ Marienberg 7. 3. 1566,
† Flöha (?) 5. 11. 1637.</p> | <p>6. Siedmann, Thomas,
Bürger und Tuchschärer in
Dippoldiswalde.</p> | <p>7.</p> | <p>8. Pufendorfer, Thomas,
Pfarrer in Glauchau,
† Glauchau 28. 10. 1564.</p> | <p>9. Seubner, (?),
† Glauchau 7. 11. 1588.</p> | <p>10. Rhau, Mertten,
Bergbeamter in Marien-
berg, † Marienberg 15. 4.
1617.</p> | <p>11.</p> | <p>12.</p> | <p>13.</p> | <p>14.</p> | <p>15.</p> |
|--|--|--|---|---|--|---|-----------|--|---|--|------------|------------|------------|------------|------------|

Niederzwoñitz am 10. Jänner 1632 den neugeborenen Knaben auf den Namen Samuel taufte, wobei sein Eibenstocker Onkel Samuel Pufendorf, ein gelehrter Konrektor aus Annaberg und Frau Anna Mylius aus Zwoñitz Pate standen. In der heutigen Kirche ward 1932 durch den Erzgebirgsverein eine Gedenktafel für den großen Sohn des Zwoñitztales enthüllt. Ein benachbartes reizvolles Fachwerkhaus läßt uns ahnen, wie sauber und anmutig bis zum Schicksalsjahr 1632, dem Jahr der Verwüstung des Erzgebirges durch die Wallensteiner, unsere heimischen Dörfer ausgesehen haben.

Das gleiche Jahr, da der Löwe aus Norden, Gustav Adolf, bei Lützen den Heldentod fand, brachte den Mann zur Welt, der einmal Geschichtsschreiber dieser glorreichen Kämpfe Schwedens werden sollte. Anders als Leibniz, dessen Jugend erst in die Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege fällt, oder gar als der 33 Jahre jüngere Thomasius hat Pufendorf die Not des Großen Krieges am eigenen Leibe miterlebt.

Sein Vater übernahm 1634 das Pfarramt zu Flöha. Ringsum durchstreiften damals Kaiserliche das Land, plünderten die Dörfer, brannten die gut gesicherte Stadt Zschopau nieder, mißhandelten allenthalben die Landbevölkerung. 1639 waren die Schweden unter Banér in Kursachsen und besetzten Chemnitz. Davon schreibt der Erzgebirgschronist Christian Lehmann in seinem Kriegsbuch: „Da war kein Amt, Stadt, Flecken, Dorf oder Schloß im Gebirg frei, das nicht geplündert oder gebrandschatzt wurde, von Marienberg am Gebirg hin und bis an die Flöha und Olbernhau.“

Gewiß hat das Dörflein Flöha viel leiden müssen, als im nächsten Jahre die sächsischen Truppen Chemnitz den Schweden wieder entrissen. 1642, der Knabe war 10 Jahre alt, marschierte Torstenson mit seinen Schweden von Chemnitz durch Flöha nach Freiberg, um die „Hexenstadt“ zu belagern.

Dufendorf hat dies Ereignis später in seiner schwedischen Geschichte dargestellt.

So lag wohl auf dem Pfarrhause zu Flöha oft genug Hunger und Not der schweren Kriegsjahre. Die älteren Brüder Jeremias und Esaias besuchten schon die Fürstenschule zu Grimma, indes Samuel mit dem 1639 geborenen Johannes und den Schwestern seine Jugendjahre in Feld und Hain der lieblichen Landschaft verbrachte, am Flöha-Ufer spielte oder in des Vaters Studierstube im Latein unterwiesen wurde. Denn nachdem Jeremias schon Pfarrer war und Esaias seine Gymnasialzeit beendet hatte, sollte auch der dritte Flöhaer Pfarrersjunge die Grimmaer Fürstenschule beziehen.

Kriegsnot in der Schule

Am 3. September 1644 trat Samuel Dufendorf in die hundertjährige Anstalt ein. Dem Vater half ein befreundeter Edelmann durch „Almosen“, seinen dritten Sohn zu unterstützen. Denn zwar gewährte die segensreiche Stiftung, die Kurfürst Moriz eingerichtet, den Schülern freie Wohnung samt Kost sowie unentgeltlichen Unterricht und erschloß damit manchem begabten armen Jungen den Weg zur Wissenschaft. Aber immer geringer und schmaler war die Kost geworden. Denn der schier endlose Krieg hatte auch das Stiftungsvermögen geschädigt.

Samuel wußte natürlich schon von den älteren Brüdern, wie man sich trotz allem durchhelfen müsse. Jedoch jetzt blieben Tuch, Schuhe, Papier und Tinte aus, die früher den Schülern kostenlos geliefert worden waren. Konnte der Vater dafür sorgen? Zuerst ging das noch. Aber 1648 erkrankte Pfarrer Dufendorf. Sein Ältester, Jeremias, kam von Oberwiesa

eilends nach Flöha, den Vater im Amt zu entlasten, ja, nach dessen Tod im Mai 1648 die Pfarrerstelle sogleich zu übernehmen. 55 Jahre hat er dort in dörflicher Enge und Armut seine Pflicht erfüllt. Im Nachruf des Flöhaer Totenbuchs heißt es von ihm: „Jene reiche, einzigartige Begabung der Pufendorf war auch an ihm sofort zu erkennen. Er war mit einem so treuen Gedächtnis begabt, daß er nicht nur von allen, die er im Verlauf von 50 Jahren getauft hatte, die Namen, Jahr und Tag der Geburt auswendig wußte, sondern auch alles, was er als Knabe und Jüngling gelernt hatte, ihm selbst im Greisenalter nicht entfallen war.“ Dieser gute Bruder Pfarrer unterstützte, wie vordem der Vater, nun den Fürstenschüler Samuel Pufendorf.

Die fast mönchische, aus protestantischem Eifer stammende Zucht und Lebenshaltung in Grimma war durch den rauhen Krieg keineswegs gemildert worden. Sie packte den Knaben Samuel hart an. Aber er war ja stämmig und frisch und befand sich trotz geringwertiger Ernährung wohl. Kleinlich und ärmlich ging es damals in der Anstalt her. Seit 1641 waren nur zwei oder drei Tische besetzt, und die Schülerzahl betrug weniger als 40. In überlieferter humanistischer Art, wohl etwas steif und rückständig, wenn man den freien humanistischen Geist der reichen Niederlande zum Vergleich heranzog, wurden die alten Sprachen fleißig gelernt. Lutherische Strengegläubigkeit konnte sich nicht genug tun in der Auslegung des Katechismus, der Konkordienformel und der Bibel, die wochentags in vielen Lehrstunden behandelt wurden und sonntags nach der Predigt als einziger Lesestoff erlaubt waren.

Überlastet waren die Schüler keinesfalls. Fünf Stunden am Tag Unterricht ließen Zeit zu Sonderstudien. Zahlreiche griechische und römische Schriftsteller konnten, besonders an Studiertagen, eingehend durchgearbeitet werden. Pufendorf

spürte schon in der Tertia Schriften eigener Art unermüdet nach. Eine rechte Schülerszene, deren er sich später als Denker von Weltruf erinnert: Magister Brodkorb verabreichte dem kräftigen Jungen mit den trotzigen Lippen und ausdrucksvollen braunen Augen ein paar Maulschellen. Weshalb? Nicht um eines Dummen-Jungen-Streiches willen, sondern weil er, „der Bärenhäuterei überdrüssig“, statt Grammatik und Rhetorik zu treiben, sich in griechische oder lateinische Schriftsteller vertieft hatte, während andre „sich an den gemeinen Schlendrian hielten“ (Worte Pufendorfs). Ähnlich wie später Lessing in Meissen empfing Pufendorf in Grimma umfassende Kenntniss der Geschichte und der tiefsten Gedanken des klassischen Altertums. Konrektor Schreiner und zuletzt Rektor Johannes Merck haben ihn zweifellos dabei stark gefördert. Aber Pufendorf hat viel seinem eigenen Fleiß zu verdanken. Nochmals eine Schülerszene: Pufendorf hat sich in endloser Kleinarbeit aus vielen der von ihm studierten Werke Auszüge gefertigt. Ein Mitschüler hat sie ihm entwendet. Unverdrossen arbeitet der junge Wissensdurst nochmals alle wichtigen Schriftsteller durch.

Der grausige Krieg ist zu Ende. Der Frieden zu Münster und Osnabrück ward unterzeichnet. Aufatmend geht man in Grimma daran, nachträglich die erste Hundertjahrfeier der Anstalt zu begehen. Pufendorf als Primus des Jahrganges 1650 schreibt ein viele hundert Verse umfassendes lateinisches Gedicht zum Lob des Hauses Wettin, besonders des Gründers der Fürstenschulen, des Kurfürsten Moriz. Auch der Rektoren und Lehrer, die bis dahin an der Anstalt gewirkt, wird rühmend gedacht. Das „Carmen saeculare“ erscheint im Druck, und noch 1684 läßt der Mann dies sein erstes Werk durch seinen Leipziger Freund Professor Rechenberg wieder ausfindig machen. Wie in allen späteren Werken schreibt

Pufendorf schon hier ein deutliches, sachliches Latein, ohne Zierat und Wortprunk, klar und selbstsicher, wie seinem ganzen Wesen entsprach. Rektor und Schulgemeinschaft blickten stolz auf diesen hervorragenden Schüler, der mit seinem Gedicht seine erlangte Reife bezeugte und unmittelbar nach der Jubelfeier, am 18. September 1650, Grimma verließ, der Hochschule Leipzig zuwandernd.

Student zu Leipzig und Jena

„Extra Lipsiam vivere est miserrime vivere“ (außerhalb Leipzigs leben, heißt sehr schlecht leben) sagten wohl die Gelehrten jener Tage, besonders die zünftigen Leipziger Professoren, von denen viele in reiche Bürgerfamilien der Messestadt eingeheiratet hatten. Leipzig und Wittenberg, die beiden kursächsischen Hochschulen, erholten sich schnell von den Unbilden der Kriegszeit und galten im lutherischen Deutschland, besonders aber im Ausland, als führende Universitäten. Eben waren die letzten schwedischen Besatzungstruppen mit klingendem Spiel abmarschiert, da fochten schon wieder die Studenten ihre komischen Kämpfe mit den Stadtsoldaten aus. Langsam zogen sich die Buchhändler von Frankfurt nach Leipzig. Meßfremde aus aller Herren Ländern, seltsame Waren, Pflanzen, Tiere, Kostbarkeiten gab's in den Buden und Höfen zur Meßzeit zu bewundern. Wie später Lessing, ward aus klösterlicher Stille in der Fürstenschule der achtzehnjährige Erzgebirger Pufendorf in das lebhafte Getriebe der unruhigen Handelsstadt und das Durcheinander von 3000 bis 4000 Musensöhnen hineingerissen. Sein gewandter Bruder Esaias, kleiner von Gestalt als Samuel, führte ihn ins Studentenleben ein. Natürlich sollte der Pfarrerssohn Gottes-

gelahrtheit studieren, gewiß auch deshalb, weil es dort die meisten Stipendien gab.

Zuerst von all dem Neuen überwältigt, wollte Samuel Pufendorf alsbald seine Schwingen rühren und stürzte sich in die Geistesarbeit. Feurig und aufbrausend, derb und ungestüm, rücksichtslos und von scharfem Urtheil, dazu selbstsicher in seiner gediegenen klassischen Bildung, entdeckte er freilich schnell die Flecken und Druckstellen im akademischen Leben, die auf Fäulnis hindeuteten. Die Theologen waren allmächtig, mußten natürlich streng lutherisch lehren. Die Juristen hingen fest am römischen Recht, die Philosophen schworen auf Aristoteles. Um die Mediziner aber kümmerte sich Pufendorf nicht. Wie ein rechter aufgeschlossener Student durchstöberte er allerhand Fächer der Wissenschaft, und im collegium anthologicum hielt er im Stile der Zeit lateinische Reden, einmal über den Passauer Religionsfrieden. Bruder Esaias betätigte sich ebenfalls rednerisch, verdiente sich auch etliche Dukaten damit, spannte aber gern den jüngeren Bruder in seine Fron: Samuel mußte die Entwürfe dazu fertigen. Manchmal rächte sich dieser mit gut obersächsischem Witz, wie er zweifellos bei seinen 18 Jahren die scharfe Zunge nicht gezügelt hat und gegen die verknöcherte Gelehrsamkeit schon damals vom Leder zog. Der geistliche Hochmut der Pfaffen und Professoren, wider den Pufendorf seitdem von unerschöpflichem Haß erfüllt war, verleidete ihm die freundliche Lindenstadt. Er eilte im August 1653 nach Jena, um den steifen, selbstgefälligen Lehrern und den modisch verwelschten Studenten zu entrinnen.

Jena, gemüthlich und gut deutsch, sagte ihm mehr zu. Vor allem fand er dort einen Professor, der neuen Gedanken zugetan war und seine Hörer in die kühne, mathematisch unterbaute Denkweise des Cartesius (Descartes) einführte: den tiefschürfenden Erhard Weigel. Hier lernte Pufendorf wissen-

schaftlich denken. Er befreite sich aus der Scheuklappenphilosophie der Leipziger Rechtgläubigen. Schon drang er in die Schriften des großen holländischen Staatsrechtslehrers Hugo Grotius ein, ohne freilich zu ahnen, wie kraftvoll er einst dessen Werk fortführen sollte, schon taten sich ihm die Aufklärungsgedanken des Gegenspielers von Grotius, des Engländer's Hobbes auf. Bald machte er sich lustig über den faden Wortprunk der Leipziger Redekünstelei und verhöhnte in seiner derben Wahrheitsliebe die leeren Wortgefechte, wie solche auf den Leipziger Disputiersälen üblich waren. Mit Weigel spottete er über die steifleinene Sittenlehre des Aristoteles und bekannte sich lieber zu dem Lebenskünstler Epikur. Wie keßerisch für Leipziger Auffassung, wo Aristoteles als der Inbegriff der gesamten Weltweisheit galt!

Mit seinem verehrten Lehrer Weigel blieb er lange im Briefwechsel. Der geistreiche Mathematiker und erfindungsreiche Physiker hatte sogar soviel über den Trozkopf vermocht, daß Dufendorf, obwohl er in rücksichtsloser Offenheit von akademischen Würden nichts hielt, sich dazu verstand, wenigstens den Magistertitel zu erwerben. Zuletzt betreute er in Jena zwei Leipziger Professoren'söhne, mit denen er an Weigels Tisch speiste.

Sieben Jahre hatte er studiert. Dann kehrte Dufendorf von Jena in seine Heimat Sachsen zurück. Der aufrechte, fortschrittliche junge Denker, dessen sich der Jurist Born annahm, suchte Anstellung in Leipzig. Gunst zu erbetteln vermochte er nicht. Geld, um zu warten oder sich damit Zugang zu einflußreichen Leipziger Kreisen zu verschaffen, fehlte dem Dorfchemnitzer Pfarrerssohn. Sachsen, vollständig unter der Fuchtel strenggläubiger Pfaffen stehend, verschloß sich damals seinem großen Sohne. Denn nie wieder ist Dufendorf in sein Heimatland zurückgekehrt. Er liebt es von Herzen, fühlt sich allzeit

als eigentlicher Untertan der Johann George in Dresden, aber er gilt sehr bald in Sachsen als Abtrünniger, als Verfemter: Die wahre Tragik eines kämpferischen Sachsen, der Diener des Reiches ward.

Die Brüder

Ist Esaias, der ältere Bruder unseres Samuel Pufendorf, dessen Zerrbild zu nennen, wie Heinrich von Treitschke meinte?

Der älteste der Brüder Pufendorf, Jeremias, 1623 geboren, ist sein Leben lang braver Dorfgeistlicher gewesen. Esaias hat fünf Jahre nach Jeremias das Licht der Welt erblickt, ist aber vier Jahre älter als Samuel. Mit diesem steht er sein ganzes Leben lang treu zusammen, ist dessen hilfsbereiter Wegbahner, sendet ihm aus Dänemark Geld zur Reise, bleibt oft genug im Schatten des berühmten Denkers, begleitet jedoch stets dessen Schaffen und Wirken mit innigster, wahrhaft brüderlicher Teilnahme und freut sich seiner Erfolge.

Jugendzeit und Bildungsgang sind bei Esaias ähnlich, aber vielleicht schwerer als bei Samuel. Denn gerade Esaias ist's ja, der in Leipzig dem Neuling Vorbild und Ansporn sein kann. Esaias tut zuerst den Schritt aus dem rechtgläubigen Theologiestudium heraus. Esaias führt den jüngeren Bruder in die Welt der Staatsmänner seiner Zeit ein. Grimma, Leipzig, Jena sind bei beiden Brüdern die Stätten gründlicher Schulung. Esaias promoviert 1650 mit einer Dissertation über die Druiden, als Samuel noch die Schulbank drückt. Dann verfaßt er in seiner Frühzeit als Gelehrter eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten, z. B. über das Salische Recht oder über die Platonische Theologie, von denen noch

1699 Johann Peter Ludewig, Kanzler der Universität Halle, etliche der Neuherausgabe würdigt. Zuerst in seiner akademischen Laufbahn Vorbild für Samuel, lenkt Esaias später des jüngeren Bruders weiteren Lebensgang in den künftig für beide bedeutsamen Kreis schwedischer Diplomaten.

Denn Esaias wird zunächst Erzieher des jungen Grafen Otto Wilhelm Königsmarck, eines Sohnes des siegreichen Feldmarschalls. Die neue Großmacht Schweden zog bei ihrem glänzenden Aufstieg begreiflicherweise viel Deutsche in ihren Bann. Erblickte man doch in den Schweden zunächst nicht die Zerstörer der Reichseinheit, die fremden Beherrscher, sondern man verehrte sie als Retter der Glaubensfreiheit und nahm die Vormachtstellung des nordischen Heldenvolkes lieber in Kauf als französische oder jesuitische Einflüsse. So gingen beide Pufendorfs, da Sachsen ihrer nicht bedurfte, in den Dienst schwedischer Adliger. Samuel schreibt später, man habe ihm 1658 in Halle „einen Dienst und eine Frau geben“ wollen, „weil mir aber beides nicht anstund, bat ich meinen Bruder, er möchte mir anderwärts Gelegenheit schaffen“. So übernahm auch der jüngere eine Hauslehrerstelle, und zwar bei dem schwedischen Gesandten in Kopenhagen.

Der Brief, den Esaias aus Kopenhagen schreibt, bezeugt das innige Verhältnis der Brüder: „Meinen herzgeliebten Bruder, Herrn Magister Samuel Pufendorffer in Leipzig bei Herrn Dr. Romanus in der Burgstraße“ lautet die Anschrift. Und an einer Stelle heißt es: „Du, der Du mir unter allen meinen Geschwistern am liebsten bist.“ Er verspricht ihm nicht nur die Stelle beim Gesandten Coyet, sondern deutet an, daß Coyet ihm später „eine gute Profession in Philologie oder Theologie in Schweden oder an schwedischen Universitäten“ verschaffen könne. Auch sei Coyet hochgebildet und besitze eine reichhaltige Bücherei. Den jüngsten Bruder Jo-

hannes (den Samuel offenbar damals betreut) solle er in Leipzig lassen und sogleich mit dem Hamburger Boten nach Lübeck reisen, um so rasch wie möglich nach Kopenhagen zu gelangen.

Während Samuel in seiner weiteren Laufbahn als Gelehrter Aufsehen erregt, läßt sich Esaias von dem Glanz und Prunk der vornehmen Gesandtenwelt locken. Auf Gesandtschaftsreisen in Begleitung der Königsmarcks findet er bald bei dem schwedischen Kanzler Axel Oxenstierna (dem Oxenstirn der Kapuzinerpredigt in Schillers „Wallenstein“) und der Tochter Gustav Adolfs, der Königin Christine, Beachtung und wird von ihnen in schwedischen Staatsdienst übernommen. Flink, wendig, ehrgeizig, erhält Esaias zunächst niedere diplomatische Aufträge. So soll er als Bauer oder Handwerker verkleidet durch Deutschland gezogen sein. Dann erkundet er in Ostpreußen für seine Großmacht die politische Lage und gerät dabei dem Großen Kurfürsten allzusehr ins Gehege, erhebt auch in Postverkehrsfragen Beschwerde gegen ihn, läßt unvorsichtige Worte über die polnisch-preussischen Streitigkeiten fallen und wird deshalb 1663 aus Ostpreußen ausgewiesen.

In Stockholm heiratet er die Tochter des Ratsheren Trozig. Später in zweiter Ehe führt er eine Witwe heim, die ihm einen Knaben und sechs Töchter schenkt. Fünf seiner Töchter heiraten in den schwedischen und dänischen Adel. Der Sohn scheint früh gestorben zu sein. Mitte der sechziger Jahre kommt Esaias Pufendorf als Sekretär zu der wichtigen schwedischen Gesandtschaft in Paris, in diese hohe Schule der ränkevollen Staatskunst. Mit ganzer Kraft setzt er sich für seine Aufgaben ein, gewinnt einen weiten Blick, lernt scharf beobachten und mit böshafter, wiziger Überlegenheit urteilen. Nur ein bezeichnendes Wort sei erwähnt. Als 1669 der französische

Minister Lionne über geschickte Machenschaften der österreichischen Politiker klagt, antwortet Pufendorf: „Es sind Eure Affen, sie haben es von Euch gelernt.“

Berufen zur Regierung des seit 1648 schwedischen Bistums Bremen, entfaltet Esaias besonders 1671 auf der Versammlung des Niedersächsischen Kreises in Bielefeld lebhaft diplomatische Tätigkeit. Gleich darauf wird er an den Kaiserhof nach Wien geschickt. Seine Stellung daselbst erscheint von vornherein dadurch heikel, daß die Habsburger ein Zusammengehen mit dem bisher ihnen verhaßten Schweden planen, die Stockholmer Regierung aber 1672 ein Bündnis mit Frankreich schließt. Alle Schwierigkeiten, die sich aus dieser Lage ergeben, soll Pufendorf möglichst lange bemänteln. Er schreibt damals an den Pfalzgrafen von Neuburg, er treffe am Kaiserhof verstockte Ohren, wolle auch fortfahren, zum Heil Deutschlands zu predigen, erhoffe aber keine günstige Wendung. Seine amtlichen Schilderungen von den Wiener Politikern, besonders den allmächtigen Jesuiten, sind meisterhaft. Wie schon in Paris führt er genau Tagebuch. Wir ersehen daraus, daß er noch im Juni 1671 mit seiner Familie in Stade an der Elbe weilt, am 7. Juli zum Vertreter (nicht Gesandten) in Wien ernannt wird, am 16. August von Hamburg abreist, und am 3. September seinen Antrittsempfang beim Kaiser erhält. Weihnachten feiert er mit den ungarischen Protestanten in Ödenburg, deren Unterdrückung durch die Jesuiten er zu lindern bemüht ist. Seine Frau kommt erst nach der Geburt ihres Sohnes nach Wien. Mehrfach reist Esaias mit dem Hof, z. B. zu einer großen Truppenschau nach Eger oder zur Hochzeit Kaiser Leopolds nach Graz. Allerlei Ausflüge, Donaufahrten, Besichtigungen in Wien, im Prater, in Baden verzeichnet sein Tagebuch ebenso genau wie diplomatische Vorgänge. Er stöbert gern in Buchläden, besucht

Klosterbüchereien und Münzsammlungen, z. B. die des sächsischen Rates Schrimpf. Im August 1674 wird er abberufen. Bei seinem Scheiden aus der Kaiserstadt finden sein Charakter, seine Erfahrung und seine reichen Kenntnisse allgemein Anerkennung. Ende des Jahres weilt er vorübergehend in Dresden, Halle und Leipzig, geht dann nach Stockholm und wirbt nach der Niederlage von Fehrbellin in München und Hannover Bundesgenossen für Schweden. In einer Denkschrift vom Herbst 1675 malt er den spanischen Einfluß auf Kaiser Leopold in grellen Farben und sucht dem habsburgischen Machtstreben Abbruch zu machen. In Verhandlungen mit dem sächsischen Kurfürsten und dessen Beratern schlägt er die Bildung einer „dritten Partei“ vor, Schweden und deutsche Fürsten umfassend, die sich vom Krieg Ludwigs XIV. gegen Österreich fernhalten sollte. 1678 reist er nochmals an die Höfe der Wittelsbacher und Wettiner, verhandelt 1679 in Celle für Schweden mit Braunschweig und wird endlich Kanzler des schwedischen Herzogtums im Bremer Lande. Bemerkenswert ist noch eine Denkschrift zur schwedischen Politik vom Jahre 1682. Dann aber zieht der Sturz des schwedischen Ministers de la Gardie auch ihn, das Werkzeug dieses Politikers, mit in seine Kreise. Er scheidet aus dem schwedischen Staatsdienst. Aus Paris schreibt er 1687: „Man hat mich so behandelt, daß ich unmöglich hätte in schwedischem Dienst bleiben können; die Reise nach Paris aber habe ich gemacht, damit ich sehe, wie es in der Welt steht und ob man mich noch kennt.“ Freilich, man kennt ihn gut in Paris, wo er sich offenbar bei seinem jüngsten Bruder Johannes aufhält. Der verräterische Kardinal Fürstenberg sucht sogleich Esaias für Frankreich einzufangen, aber ohne Erfolg. Vielmehr wendet sich der unruhige Mann nach Kopenhagen und wird 1688 als dänischer Gesandter nach Regensburg ge-

schickt, wo seit Jahrzehnten der ohnmächtige deutsche Reichstag seine Sitzungen abhält. Ganz plötzlich ereilt ihn dort der Tod. Die Ärzte sehen seine Erkrankung für ungefährlich an und erwarten von auswärts ein Heilmittel. Aber ehe dies eintrifft, verstirbt Esaias am 5. September 1689, erst 61 Jahre alt. Seine Witwe bittet in den ersten schweren Tagen den befreundeten brandenburgischen Gesandten von Dancselmann, der später auch Samuels Freund wird, ihr beizustehen. Die reichhaltige Büchersammlung des Verstorbenen kauft der König von Dänemark für 6000 Taler. Sie befindet sich noch heute in Kopenhagen.

Unstet, vom launischen Glück jener Zeit, die ja blindlings aller „fortune“ nachjagte, bald emporgetragen, bald hinabgestoßen, ein überlegener Geist, aber ohne tiefsten Halt, ein witziger Spötter und wagemutiger Weltmann, so stellt sich Esaias Pufendorf dar, ein Mensch seiner bewegten Zeit, ein Abenteuerer und Glücksritter, freilich nicht in unedlem Sinn. Vielleicht hat seine obersächsische Stammeseigenart den ruhelosen Drang in die Ferne verursacht. Sicherlich ist seine Begabung als scharfsinniger Beobachter und witziger Beurteiler gleichfalls obersächsisches Erbteil. Aber das, was seinen Bruder Samuel Pufendorf, was dann so viele große Obersachsen auszeichnet, einen Lessing und Seume, einen Wagner und Treitschke, die leidenschaftliche Hingabe an das deutsche Volk und Reich, das fehlt dem abgefeymten Politiker Esaias. Niemals denkt er undeutsch. Er hat ein warmes Herz für Deutschland, erkennt auch die Bedeutung des Großen Kurfürsten rückhaltlos an, führt aber emsig seine Aufgabe für Schweden oder Dänemark durch, im Solde jener Fremdlinge, der unerwünschten Beherrscher deutscher Lande. Damit wird Esaias zwar nicht zum „Zerrbild“ des Bruders — dazu ist er zu edel — aber zum Gegenbild: Denn so hätte auch Samuel

werden können, sein Glück erstreben auf Kosten des deutschen Volkes. Die Zeit damals brauchte und verbrauchte solche Menschen, und wie viele andre Zeitgenossen haben ebenfalls in fremdem Solde gestanden, ganz abgesehen von manchem deutschen Reichsfürsten, der den Kaiser schmählich an Ludwig XIV. verriet. Wäre Esaias seines Bruders Zerrbild, nimmer hätte der wackre Samuel Pufendorf so liebevoll und herzlich sich mit ihm ausgetauscht.

Zahlreiche Wendungen seiner Briefe zeugen davon, welchen innigen Anteil Esaias an Samuels Schaffen nimmt. Nach Empfang der geharnischten, witzigen Beckmann-Epistel schreibt Esaias: „Ich habe mich darüber halb lahm gelacht und bekenne, wenn ich ein Königreich verdienen könnte, ich wüßte aus meinem mageren Körper nicht so viel Torheiten auszupressen.“ Er bewundert den jüngeren Bruder, weiß, daß jener ein tiefer Denker, ein klarer, in sich gefestigter Charakter geworden ist. Ein Hauptwerk Samuels, den „Monzambano“, bringt Esaias in Holland zum Druck. Ja, Inhalt und äußere Form dieses Werkes, das als brieflicher Bericht eines Italieners an seinen daheimgebliebenen Bruder gerichtet ist, kennzeichnet deutlich den harmonischen Zusammenklang der beiden Brüder Pufendorf. Einen Franzosen, der den aufsehenerregenden „Monzambano“ übersetzen will, unterstützt Esaias von Wien aus mit seinem Rat. Für Samuels naturrechtliches Hauptwerk setzt sich Esaias am Kaiserhofe ein, damit es in Wien zugelassen werde. Andererseits hat sich offenbar Samuel in Stockholm für Esaias bemüht, als dieser infolge häßlicher Machenschaften aus dem schwedischen Dienst ausscheiden muß.

Die Brüder Pufendorf sind ohne einander nicht zu denken. Gerade um Samuels kraftvolle, aufrechte Wesensart ins rechte Licht zu rücken, mußte sein Bruder Esaias ausführlich gezeichnet werden. Zugleich offenbart sich in diesen Dar-

legungen, wie verworren die Zeit war, wie arg kriegerische Händel und das Ränkespiel Ludwigs XIV. die Jahrzehnte beunruhigten, in denen die Brüder Pufendorf zu Ruhm und Ehre gelangten.

Kriegsgefangen

Erwartungsvoll trat Samuel Pufendorf im April 1658 die Reise nach Kopenhagen an, wo er Hauslehrer beim schwedischen Gesandten Ritter Coyet werden sollte. Wie mag die Reise durch Norddeutschland den aufgeschlossenen sechs- und zwanzigjährigen Menschen beschäftigt haben! Der Erzgebirger sah zum ersten Male das Meer, hochbordige Schiffe und wimpelreiche Häfen. Kopenhagen allerdings, damals und noch lange von deutscher Kultur erfüllt, litt noch unter den Nachwirkungen des Krieges mit Schweden. Hatte doch im Februar 1658 König Karl X. jenen kühnen Übergang von Jütland über die zugefrorenen Meeresstraßen nach der Insel Seeland durchgeführt und Dänemark unter schweren Bedingungen zum Frieden gezwungen. Zögernd räumten die Schweden das unglückliche Land, ja, ihr König, der Kriege führen mußte, um die sinkende Großmachtstellung Schwedens aufrechtzuerhalten, plante insgeheim einen neuen Überfall auf den geschwächten Nachbarstaat. Schon hatte der Dänenkönig Friedrich III. von befreundeten Mächten Warnungen und Winke bekommen, welche Gefahr ihm drohe, da mußte noch immer Gesandter Coyet sich drehen und winden, um den Verdacht der Dänen so lange zu beschwichtigen, bis Karl X. loszuschlagen wollte. Raum angelangt, wurde Pufendorf ein Opfer der schwedischen Politik. Denn Coyet konnte sich zu Kriegsbeginn rechtzeitig in Sicherheit bringen, aber seinen

neuen Hauslehrer setzten die ob des schwedischen Friedensbruches erbitterten Dänen sofort gefangen. Kopenhagen ward zu Wasser und zu Lande belagert, verteidigte sich aber tapfer viele Monate lang. Während dieser Kampfwochen saß der völlig unschuldige junge deutsche Hauslehrer in strenger Haft. Man verweigerte ihm jede Bequemlichkeit, ließ ihn entgelten, was die Schweden an Haß in Dänemark entzündet hatten, und so blieb Pufendorf acht endlos lange Monate kriegsgefangen. Wie mag er später, als er für Schwedens König die tollkühnen Kriegszüge seines Vaters Karl X. in einem großen Geschichtswerk verherrlichte, jene Kriegstage in Kopenhagen nacherlebt und über seine unfreiwillige, sehr passive Teilnahme am Feldzug gelächelt haben!

Doch im Kerker sitzen, ohne von der Außenwelt zu hören, ganz dem Zorn der Belagerten preisgegeben, das lag gewiß als hartes Schicksal auf dem jungen Gelehrten. Ein anderer wäre verzweifelt. Auch Pufendorf hat wohl anfangs trostlos den Kopf hängen lassen. Als die Dänen ihm aber sogar die geliebten Bücher verweigerten, um die er gebeten hatte, raffte er sich auf. Nutzlos wollte er diese Wochen nicht verträumen. Bis ans Lebensende ist Pufendorf ein unermüdlich Forschender und leistet in der Bewältigung von Akten und Büchern für seine Werke schier Unglaubliches. Hier im Gefängnis, wo ihm Bücher und Schreibgelegenheit fehlen, nimmt er entschlossen den Kampf mit der Einsamkeit auf. „Wenn ich nicht studieren darf, das Denken kann mir keiner verwehren“, sagte er sich. Damit überwand er die Schrecken des Kerkers und legte zugleich Grund für sein erstes großes Werk.

Denn geschickt und unerbittlich nahm er alle Fäden der Rechtsphilosophie auf. Klar tauchten in seinem Gedächtnis die Lehren empor, die vor allem Weigel in Jena ihm geboten oder die er aus den Büchern der Denker seiner Zeit geschürft.

Was hatten erlauchte Geister wie der Florentiner Machiavelli, der rücksichtslose Renaissancemensch, über den Staat gedacht? Aus welchen Gründen zog Bodin, der Weise von Laon, königliche Gewalt der Adels Herrschaft oder der Volksregierung vor und welche Gedanken warf er für die Freiheit der Religionen in die Waagschale? Hatte nicht der Holländer Hugo Grotius, ebenfalls in schwedischen Diensten stehend, vor erst drei Jahrzehnten eine Schrift „Vom Recht des Krieges und des Friedens“ geschrieben, wahrlich hier in der Kriegsgefangenschaft geeigneter Stoff zum Nachdenken? Und in England lebte noch jener kluge Staatsdenker Thomas Hobbes, dessen Buch „Vom Bürger“ Pufendorf vor kurzem gelesen hatte. Darin war der Staat jenem fürchterlichen Tier der Bibel verglichen, zu dem die Furcht und der Selbsterhaltungsdrang die Menschen treiben, bis sie gleichsam als schutzlose Herde einen Oberherrn anerkennen und sich seinen Gesetzen beugen, damit der Krieg aller gegen alle aufhöre.

Pufendorf grübelte über jeden einzelnen Satz, über jeden Beweis nach, der ihm aus den Schriften dieser eifrigen Neuerer im Gedächtnis geblieben war, prüfte die Schärfe seines Geistes, jene zu widerlegen oder weitergehende Schlussfolgerungen anzuknüpfen. Ein wunderbar beseligendes Kraftgefühl durchflutete den von aller Welt abgeschnittenen Häftling. Denn seine Gedanken eroberten Neuland, drangen vor auf der Bahn großer Staatsdenker, verwarfen Altes, formten Neues, überraschten ihn manchmal selbst durch ihre Kühnheit. Durfte er, der unbekannt angefangen, wirklich schon wagen, einen eigenen Ruppelbau der Rechtsphilosophie aufzurichten?

Der Sachse Pufendorf, eingekerkert im fremden Land, aber bewehrt mit scharfen Waffen kritischen Geistes, vertrauend auf die Macht der Vernunft, wird in diesen Wochen ungestörten Erwägens und Nachsinnens ein Vor-

kämpfer der Aufklärungszeit, ein Pfeiler der Brücke zwischen Luther und Lessing. Der Gefangene wird zum Befreier aus verrotteten Fesseln.

Der Weg in die Welt

Während so Pufendorfs Geist sich zum Adlerflug erhob, zehrte die Gefangenschaft an seinem Körper. Er verfiel in schwere Krankheit und war noch längst nicht genesen, als im Monat April das sogenannte „Haager Konzert“, der Friedensschluß zwischen Schweden und Dänemark, der unter Vermittlung Englands, Frankreichs und Hollands zustande kam, ihm die Freiheit wiedergab. Zur Erholung suchte er Helsingör, die alte dänische Stadt an der schmalsten Stelle des Sundes, sodann Sorö, die herrlich an einem See gelegene Ritterakademie auf. Gesandter Coyet hatte ihn nicht vergessen. Er nahm den welthungrigen jungen Deutschen mit auf eine der damals üblichen „Bildungsreisen“, und zwar ins glückliche Holland, in die reichen Handelsstädte, ins Land der kraftvollen Maler und freien Denker, in den ersten europäischen Staat, der religiöse Duldung gewährte.

Im Britischen Museum in London findet sich das Widmungsschreiben Pufendorfs an seinen Freund und Gönner Coyet bei Überreichung seiner ersten wissenschaftlichen Veröffentlichung, des Buches „Graecia antiqua“ des in Sorö kurz zuvor verstorbenen vielseitigen Gelehrten und witzigen plattdeutschen Dichters Johann Lauremberg, das Pufendorf 1660 in Amsterdam herausgab und erläuterte.

Bald sollten andere Schriften folgen. Zunächst erweist Pufendorf in diesen lateinischen Büchern seine gründliche altsprachliche Beschlagenheit. Die Schwingen wuchsen dem

jungen Schriftsteller. Lebhaftere Eindrücke, die er von dem wohlhabigen Leben und Schaffen in der freiheitlichen Republik empfing, Anregungen, die von der damals in ganz Europa führenden und fortschrittlichen Universität Leiden ausstrahlten, und der Verkehr mit ausgezeichneten Männern, so dem Sprachgelehrten Gronovius und dem Sohne des Hugo Grotius, brachten das Werk zur Reife, das Pufendorf in der Stille des Gefängnisses empfangen und genährt hatte.

So erschien im Jahre 1660 im Haag das Buch, das ihn mit einem Schlage berühmt machen sollte, keine philologische Tüftelei, sondern ein kühn die Tore zu einer neuen Zeit aufreißendes juristisches Werk: „Elementa jurisprudentiae universalis“. Ein frischer Brief seines Bruders Esaias, der voll Verständnis seine neuen Gedanken aufgenommen hatte, ermunterte den noch zaghaften jungen Forscher, „auf die Gunst des Jahrhunderts zu hoffen“. Von Gronovius und Grotius gefördert, widmete der unbekanntere Anfänger seine wagemutige Schrift, weil damals ohne Fürsprache und Fürstengunst ein Buch kaum Erfolg gehabt hätte, einem anerkannten Freund der Wissenschaften und Künste, dem geistreichen und großdenkenden Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, einem Sohne des unglücklichen Winterkönigs. Der Pfalzgraf hatte in seinem schönen Pfälzer Lande die Zerstörungen und Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges mit glücklicher Hand ausgemerzt. Er begründete auch den Ruhm der von Tilly beraubten Universität Heidelberg aufs neue, bewies als erster der deutschen Fürsten weitgehende Duldsamkeit in Glaubensdingen und galt daher mit Recht in ganz Westeuropa als führender Kopf unter den sonst oft engstirnigen kleinen Landesherren.

Karl Ludwig dankte unterm 29. September 1660 mit einem freundlichen Briefe für die Widmung. Er war von Pufen-

dorfs draufgängerischen Gedanken dermaßen gefesselt, daß er den unbekümmert zupackenden Gelehrten in seine Hauptstadt zu holen beschloß. Er bot dem bescheidenen Hauslehrer, der nicht einmal den Doktorgrad, sondern nur die Magisterwürde besaß, sofort eine Professur in Heidelberg an. Zunächst dachte er dem 29jährigen Pufendorf einen Lehrstuhl des römischen Rechtes zu. Dieser aber, obwohl noch ohne Amt und Brot, lehnte mit der Begründung ab, er halte es für kein sonderliches Verdienst, zu 999 Kommentaren der Institutionen des römischen Rechtes den 1000. hinzuzufügen. Der Kurfürst war keineswegs von dieser Äußerung beleidigt. Wisig und großzügig, wie er war, fand er Pufendorfs Absage vielleicht begreiflich. Ein solcher Gelehrter mußte für Heidelberg gewonnen werden. Weil aber die Juristen sauer sahen, gründete er in der philosophischen Fakultät einen ganz neuen, eigenen Lehrstuhl für Philologie und Völkerrecht, damit Pufendorf seine neu entwickelte Wissenschaft vertreten könnte. Damit wurde Pufendorf erster Lehrer des Naturrechts in Deutschland.

Alt-Heidelberg, du feine

Heidelberg zwischen zwei Kriegen: Längst wiedererholt von der Plünderung Tillys 1632 und schön aufgebaut — noch nichts ahnend von Melacs Nordbrennern, die 1693 die Hauptstadt der Rheinpfalz in eine Wüste verwandeln und das unvergleichliche Schloß zur Ruine machen sollten —, ward in jenen Jahren 1661 bis 1668, da Pufendorf als Professor an der „Rupertina“ lehrte, noch heiter und strahlend von den Renaissancewundern des Ottheinrich- und Friedrichsbaues beherrscht. In dieser fröhlichen Landschaft genoß Pufendorf

seine schönsten Mannesjahre. Nichts trübte sein Gemüt. Kein Krieg beunruhigte Deutschland, höchstens daß „hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander Schlugen“. In angesehenener Stellung, gut besoldet, füllte er freudig sein Amt aus. Frei denken und lehren durfte er, denn die Stadt des „Heidelberger Katechismus“, einst streng kalvinisch, sah unter Karl Ludwigs hochsinniger Herrschaft Wissenschaftler aller Richtungen in ihren Hörsälen. „Ja wohl“, schreibt damals Pufendorf scherzend, „dies ruchlose Heidelberg, wo Lutheraner und Calvinisten einträchtig zusammen hausen, einig in dem Glauben, daß der Wein noch besser schmeckt als das Bier.“

Der arme Schlucker von einst erwärmte sein Herz hier bei Becherklang und fröhlichen Liedern der Studenten. Noch in einem Altersbrief erzählt er schmunzelnd von allerhand Scherzen seiner Tischgenossen beim Singen eines Rundgesanges, der beliebten „Rundadinella“, wie der muntre Leipziger Thomaskantor Schein, Erzgebirger wie Pufendorf, eines seiner lustigsten Liederlein genannt hat. Was später der unermüdliche Arbeiter am Berliner Archiv sich nicht mehr gönnte, eine Nacht durchzuziehen in ausgelassener Gesellschaft, hier in der wonnigen Neckarstadt tat er es, hier mag er manches liebe Mal ohne Bedenken mitgehalten haben.

Rasch setzte er sich als Hochschullehrer durch, erwies neben seinem Ruf als Denker und Forscher seine Begabung als glänzender, feuriger Redner und fesselte einen großen Hörerkreis. Selbst die hochmütigen jungen Adligen, deren viele des lustigen Lebens halber sich nach Heidelberg gewandt hatten, lauschten seinen Lehren. Frei und klar, weltmännisch und mitreißend, fest mit beiden Füßen in der wirklichen Welt stehend, kein Spintifierer noch Schlüsseldrechsler, ein witziger Spötter, furchtlos auch vor aufgeblasenen Fürsten, so zeigte sich Pufendorf als junger Professor in Heidelberg.

Das Glück war ihm hold. Er freite 1665 um die Witwe des angesehenen Juristen Hedinger, Katharina Elisabeth geborene von Palthen, zart und fein, später zuweilen kränzlich, drei Jahre älter als Pufendorf, aber eine Frau, die ihm allzeit Kameradin und getreuliche Haushälterin gewesen ist. Reich nicht nur an irdischen Gütern (sie besaß ein Haus in der Augustinerstraße in Heidelberg und brachte noch eine stattliche Mitgift in die Ehe), sondern auch an edler Bildung und voll Herzensgüte. „Niemand“, sagt Pufendorf, „hat von ihr je ein allzu freies Wort gehört.“ Daß sie die wissenschaftliche Arbeit ihres Mannes zu würdigen wußte, zeigt ihr Geschick, mit dem sie nach seinem Tode den Nachlaß verwaltet und sein letztes Werk zur Drucklegung bringt oder seine Büchersammlung zweckmäßig veräußert. Eine Tochter aus ihrer Ehe mit Hedinger lebte lange in Pufendorfs Haus, heiratete später den Stockholmer Ratsherrn Tesmar. Zwei Töchter Pufendorfs erblickten in Heidelberg das Licht der Welt: Christina Magdalena 1666, Emerencia Elisabeth 1668. Bei letzterer stand Bruder Esaias Pate. Die beiden Mädchen haben, erst nach dem Tode des Vaters, norddeutsche Adlige geheiratet, die Älteste Herrn Alchaz von Bülow zu Schraplau, die Jüngste den Oberstleutnant Karl von Schnitter.

Am Hofe Karl Ludwigs war Pufendorf wohlgelitten. Wir werden noch hören, daß der Pfalzgraf persönlich lebhaften Anteil an einem weiteren Werke seines Professors nahm und wie politische Gespräche mit dem Kurfürsten dem angehenden Durchdenker der Reichsverfassung manchen Blick hinter die Kulissen reichsfürstlicher Politik tun ließen. Auch an der Erziehung des Kurprinzen beteiligte sich Pufendorf. In einem Rechtsstreit mit Nachbarfürsten der Pfalz, dem sogenannten Wildfangprozeß, erstattete er ein wichtiges Gutachten.

Gewiß gefiel dem Heidelberger Schloßherrn die aufrechte Mannesart, der reiche Geist und schneidige Witz des Obersachsen. Andre fürchteten Pufendorfs Spott. Erzählten doch Höflinge mit Schrecken von jenem Besuch des deutschen Kaisers Leopold in Heidelberg: Als der Habsburger sich die Professoren vorstellen ließ, blickte er die Juristen sehr ungnädig an, weil sie in manchen Prozessen des Wiener Hofes gegen Reichsfürsten meist gegen den Kaiser entschieden hatten. „Wie kommt es, ihr Herren“, fragte Seine Majestät mißgelaunt, „daß ich bei euch immer Unrecht bekomme?“ Schlagfertig antwortete Pufendorf: „Weil Kaiserliche Majestät immer Unrecht haben.“

Schade, daß diese lebensfrohe und wissenschaftlich reiche Heidelberger Zeit nicht lange währen sollte. Als Professor Böckelmann von Heidelberg scheidet, erhält Pufendorf den freigewordenen Lehrstuhl für Staatsrecht nicht. Denn die Juristen sind ihm nicht wohlgesinnt. Bald zieht auch ein Witzwort Pufendorfs über die von Karl Ludwig aufgelegte Stempelsteuer dem unbekümmerten Mann die Ungnade des Herrschers zu. Kein Wunder, daß Pufendorf nun gern einem ehrenvollen Ruf ins Ausland folgt.

O Deutschland!

Aus Heidelberg hat Pufendorf inzwischen einen gewaltigen Schlag geführt, der ihn als wackren Deutschen, zielsicheren Fechter und rücksichtslosen Draufgänger offenbart, sofort ungeheures Aufsehen erregt und weithin in der deutschen Geschichte nachhallt.

Mit einer unscheinbaren, rein wissenschaftlichen Abhandlung hatte er sich auf die große Kampfschrift vorbereitet. Er

ließ eine harmlose Dissertation „Über die Regierungsform Makedoniens vor Alexanders des Großen Zeit“ erscheinen, an der auch Wilhelm Julius Coyet, sein jetzt in Heidelberg studierender Zögling von einst, mitwirkte. Darin ward jenes alte halbgriechische Reich als „unregelmäßige Staatsform“ bezeichnet. Hierauf fußend, wagte Pufendorf in einem geistvollen Buch die Behauptung, auch das von Speichelleckern der deutschen Herrscher hochgepriesene, in Wirklichkeit jämmerliche deutsche Kaiserreich sei ein solcher „unregelmäßiger Staat“ und spotte jeder Eingliederung in vernünftige Staatsformen.

Pufendorf machte damit seiner Vaterlandsliebe Luft. Er mußte hinausschreien, wie tief schmerzlich er die Ohnmacht und die traurigen politischen Zustände Deutschlands empfand. Er tat es in einem witzig-kritischen, scharf durchdachten, mit geschichtlichen und juristischen Beweisen unterbauten Buch, das sich noch dazu in ein seltsam verbrämtes Gewand hüllte. Wer damals in Deutschland für Gelehrte und Gebildete schrieb, mußte lateinisch schreiben. Überdies galt die Meinung eines Deutschen in Deutschland selbst nicht viel, weil lächerliche Ausländerei Mode war. Darum nahm Pufendorf die Maske eines vornehmen Italieners an, der durch die Lande nördlich der Alpen gereist sei und seine Eindrücke von Deutschland in einem Bericht über dessen politische Zustände zusammengefaßt habe.

So führt Pufendorfs Buch, dies „staatsmännische Meisterstück“, wie ein neuerer Beurteiler es bezeichnet, den verschnörkelten lateinischen Titel: „Severini de Monzambano Veronensis de statu imperii germanici ad Laelium fratrem dominum Trezolani liber unus.“ Zu deutsch: Severins von Monzambano, des Veronesers, Schrift über den Zustand des Deutschen Reiches, gerichtet an seinen Bruder Lælius, den Herrn von Trezolanum.

Der bedeutende Inhalt dieses Buches muß natürlich hier erörtert werden. Doch zuvor seien die merkwürdigen Schicksale des „Monzambano“, wie das Buch kurz heißen möge, beschrieben.

Dufendorf hat offenbar seit 1664 an ihm gearbeitet. Sicherlich nahm sein Bruder Esaias lebhaften Anteil daran, so daß später fälschlich sogar behauptet wurde, den Brüdern stünde gemeinsame Verfasserschaft zu. Aber Esaias hat wohl wichtige Hinweise politischer Art geben können, also gewissermaßen ein paar Figuren im Vordergrund gemalt, während Samuel den Leitgedanken, den gesamten geschichtlichen Hintergrund und die staatsrechtliche Ausführung bewältigte. Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, Staatsmann und genauer Kenner der politischen Strömungen im Reich, ist als Mitwiffer und Anreger zu betrachten. Dufendorf hatte aus Gesprächen mit ihm und an seinem Hofe tiefes Verständnis für die Lage des Reiches und der Fürsten gewonnen. Der Kurfürst riet auch dazu, das fertige Werk, an dem er Gefallen fand, im Auslande drucken zu lassen, weil er richtig ahnte, daß ein Sturm der Entrüstung losbrechen und die kaiserliche Zensur das Buch verbieten werde. Esaias übernahm die Aufgabe, den „Monzambano“ in Paris unterzubringen. Selbst dort hegte man Bedenken, weil die Franzosen einige scharfe Stellen über Frankreich und die katholische Geistlichkeit beanstandeten. Jetzt nahm Magister Friesen, Gesandtschaftskaplan bei Esaias in Paris, die Handschrift mit nach Holland und fand dort einen wagemutigen Verleger. Vorsichtshalber druckte dieser aber „Genf“ als Erscheinungsort auf das Titelblatt.

Wer Verfasser dieser feurigen Schrift war, blieb zunächst unbekannt. Man riet auf den vielseitigen berühmten Helmstedter Professor Hermann Conring oder den früheren Main-

zer Minister Boineburg, auf Esaias Pufendorf, selbst auf Karl Ludwig, weil man dem jungen Heidelberger Juristen eine solche Fülle geschichtlicher und praktisch-politischer Kenntnisse nicht zutraute. Samuel Pufendorf machte sich zuweilen lustig über den Streit, wer Verfasser des „Monzambano“ sei. Noch 1691, als kaum mehr Zweifel an seiner Verfasserchaft bestanden, schreibt er im Brief an Landgraf Ernst zu Hessen-Rheinfels: „Würden die Vorschläge zur Reichsreform“, die der Landgraf ihm übermittelt hatte, „ausgeführt, dann würde das Bündnisrecht geschwächt. Es würde auch alsdann ein Bischof von Münster und seinesgleichen seinen Kopf so nicht dürfen aufsetzen und sich dem Dienst des gemeinen Vaterlandes entziehen und noch dazu französisch Geld nehmen . . . und soviel an ihm ist, sein Vaterland verraten und verkaufen, welches dann in Wahrheit ein beklägliches Mißbrauch der Freiheit und des Bündnisrechtes ist, so in unserem Staate die größte Irregularität hervorbringt (wenn mir erlaubt ist, den Ausdruck des schlimmen Regers Monzambano zu gebrauchen).“

Läßt Pufendorf hier in sächsischer Selbstverspottung seine Überlegenheit durchblicken, so kann er andernorts stolz vom „Monzambano“ sagen (1686): „Die Schrift wird ihre Stelle in der Nation behaupten, solange die Freiheit der Reichsstände und der evangelische Glaube bestehen.“ Gegen Ende seines Lebens hat er den „Monzambano“ sorgfältig überarbeitet, viele Stellen, die inzwischen nicht mehr zeitgemäß waren, geändert, auch manche stachlige Äußerung ein wenig abgeschliffen. Es sollte aus einer spöttisch-streithaften politischen Schrift, die zeitgebunden sein mußte, eine wissenschaftlich einwandfreie Abhandlung von bleibender Bedeutung werden. Als abgeklärter Mann von sechzig Jahren und im Rückblick auf ein Vierteljahrhundert dazwischen liegender

deutscher Geschichte dachte Pufendorf in Berlin über manche Zeitfragen anders als einst in Heidelberg. Da er die späte Ausgabe des „Monzambano“ mit seinem Namen zeichnen wollte, mußte er allzu heftige Angriffe mildern, z. B. die gegen das Haus Habsburg. Daß er, der überzeugte Lutherische, seine einstigen Ausfälle gegen die katholische Kirche abschwächte, konnte er ruhigen Gewissens damit begründen, er habe anderwärts darüber unverhohlen seine Meinung geäußert. Briefe aus Berlin an seinen Freund Thomafius in Leipzig lassen erkennen, wie sorgsam er in den Jahren 1688 bis 1692 diese Ausfeilung des „Monzambano“ vornahm. Aus Pufendorfs Nachlaß überließ seine Witwe nach längerem Zögern die Fassung letzter Hand an Professor Gundling in Berlin, der sie 1706 für die preußische Akademie der Wissenschaften veröffentlichte.

Bis 1710 sollen von Pufendorfs „Monzambano“, der ersten Ausgabe, den zahlreichen Nachdrucken und Übersetzungen ins Französische, Englische und Holländische 300 000 Exemplare verbreitet worden sein. 18 verschiedene Ausgaben sind bekannt, dazu zahlreiche Übersetzungen. Noch 1728 erschien eine französische Übersetzung, dem Kardinal Fleury gewidmet. Und als deutsche Übersetzung sei die zu Leipzig 1669 erschienene hervorgehoben, die von einem Mitglied der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ stammen soll. In neuerer Zeit sind weitere Übersetzungen erschienen.

Pufendorfs Schüler, Thomafius, erläuterte später seines Meisters „Monzambano“ und sagte in seiner Vorrede: „Sorgt ihr alle, die ihr die Mängel der Verfassung des Deutschen Reiches kennengelernt habt, dafür, daß nicht durch eure Schuld diese Verfassung noch mehr in Verfall gerate, sondern seid bemüht, daß ihr mit Rat und Tat die Einigung des Reiches zu dessen wahren Nutzen fördert.“ In diesem Sinne

erhielt Pufendorfs Buch politischen Wert. Er weckte im Zeitalter ärgster Zerrissenheit und schlimmsten Vaterlandsverrates, in Jahren, da Ludwig XIV. seinen Fuß auf Deutschlands Nacken setzte, den vaterländischen Geist der Deutschen, er zeigte die Mängel und Schwächen des Reiches in rücksichtsloser Deutlichkeit, er wies Wege zur Erneuerung und Einigung. Manche politische Maßnahmen, die Pufendorf andeutet, sind zur Zeit Napoleons I., andre gar erst unter Bismarck durchgeführt worden. Wir können daher mit Recht den Obersachsen Pufendorf einen Vorkämpfer eines neuen, vernünftig aufgebauten, aber auch stolzen, seiner Volkskraft bewußten Reiches nennen. Ohne seine klaren, überzeugenden Gedanken hätte die geschichtliche Entwicklung Deutschlands einen anderen Verlauf genommen. Unwillkürlich zehren der Große Kurfürst, Friedrich der Große, auch Freiherr vom Stein von Pufendorfs geistiger Leistung. Und noch weiter reicht sein Einfluß: Vor dem „Monzambano“ war die Rechts- und Staatswissenschaft nur allgemein Gegenstand der Forschung. Pufendorf prüft als erster ein bestimmtes Recht, einen bestimmten Staat mit den Mitteln der Vernunft. Seine neuen Gedanken, Münzgleichheit, Verkehrsfreiheit und Gerichtsreform, sind die gleichen Ideale, die später Montesquieu und Rousseau der französischen Revolution vorspannen. Wie gewaltig ist demnach seine Bahnbrecherleistung! Und wie merkwürdig, daß man einen solchen politischen Denker beinahe vergessen hat!

Soweit die Fernwirkung des Werkes. Welchen unmittelbaren Eindruck der „Monzambano“ beim Erscheinen 1667 und in den folgenden Jahren in Deutschland hervorrief, davon zeugen zahlreiche Gegenschriften oder seine Erwähnung im Briefwechsel der damaligen Gelehrten. Gar heftig erregten sich die sonst so würdevollen Gesandten am Reichstag zu

Regensburg. Die Perücken stäubten vor Erstaunen, als dieses Buch gleich einer Türkenmine in ihren steifen, selbstzufälligen Kreisen sich krachend entlud. Mancher eingebildete Hochschulprofessor schlug im Zorn mit der Faust auf's Ratheder, die keizerischen Äußerungen des „Monzambano“ zu vernichten. Aber vergeblich. Sofort verboten, ward insgeheim der „Monzambano“ allenthalben verbreitet, in Eile ins Deutsche übersetzt, nachgedruckt und weitergegeben, von manchem heftig beschimpft, von vielen aber bewundert und gepriesen. Professor Conring in Helmstedt meinte: „Ein ausgezeichnetes Buch, das in der deutschen Literatur ohne gleichen dasteht.“ Boineburg in Mainz schrieb: „Wahrlich, sehr gefällt mir die Schrift durch ihre Abrundung des Ganzen, die Glätte des Stiles, das Maßhalten des Inhaltes und die Genauigkeit des Urteils.“

Viele kleine Geister waren mit Gegenschriften schnell zur Hand. Schon das Erscheinungsjahr 1667 sah Abhandlungen von Friedrich Brüggemann und dem Stuttgarter Ulrich Zeller, die Kampfstellung gegen den „Monzambano“ bezogen. Im nächsten Jahre mühten sich zwei Oldenburger unter den Decknamen Andreas Burgold und Martin Schoeck sowie ein brandenburgischer Geheimrat, Falsches in dem Buch des großen Unbekannten nachzuweisen. Ja, ein Regensburger Syndikus, Johann Ludwig Prasch, wollte den arglosen Leser glauben machen, Severinus von Monzambano ziehe in Form eines Briefes an seinen Bruder seine Behauptungen feierlich zurück. Als erster traf Hert, ein Schüler des Staatsrechtlers Ludolph Hugo, einzelne Schwächen in Pufendorfs Ausführungen, während die Angriffe von Rulpis und Teuteburg nichts Wesentliches festnagelten. Pufendorf selbst wahrte 1668 in einer Dissertation seinen Standpunkt, verteidigte vor allem seine Behauptung, das Reich sei ein un-

regelmäßiges Staatsgebilde, ein „Monstrum“. Bald mehrten sich die Stimmen, die für Pufendorfs Meinung zeugten. 1675 wurde in Kiel eine Dissertation im Sinne Pufendorfs verteidigt, und später trat Thomasius in seinen Vorlesungen für den „Monzambano“ ein. Trotz jenes Sturmes der Entrüstung drang allmählich Pufendorfs Auffassung überall durch; auch neue Staatsrechtslehrer bekennen sich zu seiner Darstellung. Die Erkenntnis der Fehler, die dem alten Reich anhafteten, ward aber nicht ausgemünzt, da kein großer Politiker, kein Mann der Tat, auch ein Friedrich der Große nicht, den morschen Reichsbau zu erneuern verstand. Pufendorf selber, der sich dem Arzt am Krankenbett des siechen Deutschland vergleicht, erkannte wohl die Krankheit, konnte aber kein Heilmittel darreichen.

Aus Pufendorfs Deutschlandbuch

Des „Monzambano“ Fanfarentöne schmetterten über ein ohnmächtiges Kaiserreich hin, das jedoch ängstlich darauf bedacht schien, seine verstaubte Würde von einst zu wahren, seinen wallenden Herrschermantel oder die roten Krönungsschuhe nicht zu beschmutzen und niemandem merken zu lassen, daß die Kaiserkrone dick gefüttert werden mußte, ehe sie dem Krönling paßte. Im Westfälischen Frieden war die Einheit des Reiches zerschlagen, die Freiheit der Meere und Ströme ihm genommen, die Selbständigkeit der zahllosen kleinen Fürsten unnatürlich gesteigert, die Abhängigkeit von den Nachbarn besiegelt, die Wehrhaftigkeit zerstört worden. Dieser Zustand der Hilflosigkeit, der sich am ehesten mit Deutschlands jammervoller Lage zwischen 1919 und 1933

vergleichen läßt, dauerte aber damals nicht anderthalb Jahrzehnte sondern anderthalb Jahrhunderte.

Zeitgenössische Denker und Geschichtsschreiber, vor allem die Rechtsgelehrten an den Hochschulen, breiteten einen Schleier, gefertigt aus Phantastereien, Lügen, hochtrabenden Worten und kniffligen Beweiskunststückchen über Deutschlands Schmach. Der Bibel, dem Aristoteles und dem corpus juris entnahmen diese Taschenspieler den Nachweis, daß die Verfassung des Deutschen Reiches vollständig in Ordnung sei. Verb aber treffend urteilt Pufendorf über solche Staatsrechtslehrer, sie verstünden von Politik und deutscher Geschichte soviel wie der Esel vom Lautenschlagen. Oder über den wie ein Orakel angestaunten Linnäus sagt er, sein Werk übertreffe an Dickleibigkeit alle anderen.

Zwar hatte Bogislav von Chemnitz am Ende des Dreißigjährigen Krieges, im Dienst der schwedischen Großmacht und mit leidenschaftlicher Gebärde gegen das Haus Habsburg, die deutschen politischen Verhältnisse gebrandmarkt, eine Darstellung, an der u. a. Esaias festhielt. Weiter muß der öfter genannte Hermann Conring als Vorläufer Pufendorfs angesehen werden, insofern er bestritt, daß das römische Recht für Deutschlands Verfassung gültig sei. Aber richtig betrachtet ist der „Monzambano“, der Bresche in die törichte Verherrlichung des wrackten Reiches schlug, in jeder Hinsicht ursprünglich und selbständig.

Schon die Anlage des Buches ist eigenartig. Der italienische Adlige Severinus schreibt seinem Bruder Lilius einen ausführlichen Bericht über seine Reise durch Deutschland. Im ganzen Buch ist der dadurch bedingte leis ironische Ton des Ausländers, der die deutschen Lande eben erst besucht, geschickt beibehalten. Derlei Verkleidungen, wie sie Pufendorf hier benutzt, entsprachen der Vorliebe jener Zeit für Reise-

schilderungen und erinnern an manche Schnörkel des barocken Möbelstils, die als „Ohrwaschelform“ bekannt sind. Severinus hat, so erzählt er, versucht, aus Büchern die Verfassung des Deutschen Reiches kennenzulernen. Mit verächtlichem Spott bekundet er, diese Bücher wären zu breit und schlecht geschrieben, wie er überhaupt sich wundert, daß im verwüsteten Deutschland die hohle Gelehrsamkeit so viel gilt. Er wendet sich hierauf an Staatsmänner, um sich zu unterrichten, bereist deutsche Gauen, sucht den Reichstag zu Regensburg auf, trinkt sich, wie er bissig bemerkt, durch allerhand geistliche und weltliche Hofhaltungen durch und faßt alle seine Beobachtungen und Feststellungen zusammen, um seinen Bruder am Ertrag dieser Reise teilnehmen zu lassen.

Dies die Einkleidung. Den ersten Abschnitt bildet ein Überblick über die deutsche Geschichte. Wir staunen, wie richtig Pufendorf im allgemeinen den Ablauf der deutschen Entwicklung darstellt, und freuen uns seines gut deutschen Standpunktes dabei. Wenn er zur Zeit Ludwigs XIV. über Karl den Großen schreibt: „Ich würde, wenngleich ich den Deutschen sonst rate, den Franzosen nichts preiszugeben, ihnen doch anheimstellen, auf ihre Ansprüche auf Karl den Großen zu verzichten“, so findet er gerade heute damit wieder Beifall. Oder wie überrascht sind wir, wahrhaft volksdeutsche Betrachtungsweise zu finden, wenn Pufendorf den Unterschied der lateinisch verwurzelten Bauernsprache in Frankreich zur Zeit der Karolinger gegenüber deutscher Bauernsprache rechts des Rheines, über welcher die lateinische Sprache der Geistlichkeit lag, durch einen Vergleich mit dem Deutschtum im Livland des 17. Jahrhunderts erläutert, wo die Bauern nur lettisch, die deutschen Herren sowohl deutsch wie lettisch sprechen konnten.

Die Entstehung des „Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation“ begleitet er mit der Bemerkung, dieser Name

leide an einem inneren Widerspruch. Denn auch die Nachteile, welche die mittelalterliche Kaiserpolitik für das deutsche Volk gebracht hat, beurteilt er eindringlich mit den Worten: „Die deutschen Kaiser hat oft der Bannstrahl getroffen, und oft genug haben die Pfaffen Verschwörungen gegen sie angezettelt.

Schon hier im geschichtlichen Teil macht Pufendorf kein Hehl daraus, daß ihm die unumschränkte Kaiserherrschaft gegenüber der zuchtlosen, zerfahrenen Selbstsucht deutscher Kleinstaaterie als Inbegriff der besten Staatsform erscheint. Nur ein fest zusammengefügttes Reich bietet dem Volk genügend Schutz und kann der schlummernden Tatkraft des deutschen Volkes die rechte Auswirkung sichern. Abschließend ein Wort Treitschkes zu Pufendorfs Geschichtsbetrachtung: „In der Härte dieser Schilderung offenbart sich das politische Talent des Denkers Pufendorf.“

Im zweiten Abschnitt behandelt Pufendorf die Glieder des deutschen Reiches. Aufsehen erregte seine Stellungnahme gegen die Habsburger. Hier eine Probe: „Die Kaiserkrone ist nicht nur deshalb so lange dem österreichischen Hause verblieben, weil kaum ein anderes deutsches Fürstenhaus fähig war, die Kaiserwürde aus eigenen Mitteln hinreichend zu wahren, sondern namentlich deshalb, weil Österreich dank seiner schlauen Politik ohne Schwierigkeit einen besonderen Staat würde bilden können, wenn einmal ein anderer zum Kaiserthron gelangte. Österreich gehört also nur zum Reich, wo es Rechte auszuüben gilt, nicht, wo Pflichten zu erfüllen sind. . . . Reichseinkünfte werden zum Türkenkrieg, also zum Schutz österreichischer Erblände verwendet.“

Pufendorf behandelt weiter Wittelsbacher, Wettiner, Hohenzollern und sonstige Fürsten, die geistlichen Landesherren und die Reichsgrafen. Von den damals auf ihre Freiheit noch höchst eifersüchtigen Reichsstädten sagt er richtig:

„Heute ist ihre Bedeutung gering, und vielfach wird ihnen mit gutem Grund prophezeit, sie würden einst gänzlich unter die Botmäßigkeit der Fürsten kommen.“ Ebenso urteilt er über die zahllosen Reichsritter, diese Zwergfürsten, sie würden einmal ihre Freiheit verlieren. „Leicht werden sie nicht darauf verzichten, wenn nicht ein gewaltiger Umschwung aller Machtverhältnisse im Reiche eintritt.“ Hier ahnt er die Napoleoni- sche Zeit 150 Jahre voraus.

Im dritten Kapitel beschäftigt sich Pufendorf mit Ent- stehung und Entwicklung der Reichsstände, im vierten spricht er von der Wahl des Kaisers, im fünften von dessen Befug- nissen, wobei er nicht verfehlt, den Verrat deutscher Fürsten am Reichsoberhaupt zu brandmarken, „daß Stände mit Frankreich und Schweden, die doch seit langem Feinde des Hauses Habsburg sind, Bündnisse schließen, ist ganz an der Tagesordnung“. Die eben erst im Westfälischen Frieden neu geregelten religiösen Rechte, z. T. vom Kaiser selber schlecht eingehalten, werden genau durchgesprochen. Dabei sagt er deutlich genug: „Die römische Kirche ist keine Glaubens- genossenschaft sondern eine politische Macht mit der einzigen Aufgabe, die Herrschaft der Priester aufrechtzuerhalten.“ Die Schwächen des Reichskammergerichts finden in Pufen- dorf einen unbestechlichen Richter. In bezug auf den Regens- burger Reichstag fragt er bissig: „Was treibt diese Menge von Gesandten so viele Jahre lang? Warum muß sie vor- mittags spanischen, nachmittags Rhein- und Moselwein trinken?“

Im sechsten Kapitel erreicht das Buch seinen staatspoliti- schen Höhepunkt. Klipp und klar weist Pufendorf den bis- herigen Verherrlichern des alten Schlendrians zum Troß nach: „Das Deutsche Reich ist weder eine Demokratie noch eine Aristokratie noch eine Monarchie, sondern ein unregel-

mäßiges Staatsgebilde.“ Wertvoll ist auch Kapitel sieben: Deutschlands Macht und Schwäche. Er begrenzt das Reich folgendermaßen: Von Kasubien bis Mompelgard (bei Belfort), von der Nordgrenze Holsteins bis zum südlichen Krain, von Lüttich bis an die Grenze Schlesiens, überall dort ist deutscher Volksboden! Aber leider liegt Deutschlands Kraft danieder. Die Deutschen könnten glücklich leben, ließen sie von Luxus und Trägheit, führten sie nicht unnötig fremde Weine, ausländische Tuche ein, ahmten sie nicht französischen Moden töricht nach. Der Handel liegt danieder, auch besitzt Deutschland nicht wie seine Nachbarn Kolonien. Schließlich schleppen noch die jungen Deutschen durch ihre modischen Bildungsreisen viel Geld ins Ausland und bringen aus Frankreich doch nur die Kunst des Schmausens und Bekanntschaft mit der Wollust heim. Die deutschen Münzen sind schlecht, unter der Vielherrschaft der Fürsten gibt es zahllose Geldsorten und diese „besitzen noch dazu die Tugend der Bescheidenheit, denn sie verraten durch Erröten, wie sehr sie sich ihres geringen Silbergehaltes schämen“.

Mit sicherem politischem Urteil spricht er Deutschlands Beziehungen zu den Nachbarstaaten durch. Die Türkenkriege, die Bündnisschiebungen auswärtiger Mächte überschaut er mit klarem Blick. Das Zusammengehen Ludwigs XIV. mit dem Sultan veranlaßt ihn zu folgenden Worten: „Ob diese Treulosigkeit Ludwig, dem Ruhestörer Europas seit langer Zeit, dessen Ehrgeiz unersättlich ist, ungestraft hingehen wird, muß die Zukunft lehren.“ Oder über Frankreichs Hilfgelder an deutsche Fürsten: „Dabei zeigt sich Frankreich im allgemeinen für das Wohl Deutschlands besorgt, spielt in Streitigkeiten deutscher Fürsten gern den Schiedsrichter, unterstützt die, welche Hilfe nachsuchen, mit Geld und Truppen und sucht so jeden, der Unterstützung

braucht, zu überzeugen, daß er sie leichter in Frankreich als bei Kaiser und Reich finden werde . . . der leichteste Weg, Deutschlands Freiheit zu untergraben.“ — Wahrlich, kühne und feherische Worte!

Ein Anzeichen der Krankheit Deutschlands ist ihm schon der Umstand, „daß sich die Politik des Hauptes von der seiner Glieder völlig unterscheidet“. Unter einer starken Kaiser-macht wäre Deutschland den Franzosen überlegen. Leider hält die elende Verfassung die Kraft der Nation in Fesseln. „Der deutsche Adel bringt überall in der Welt sein Blut zu Markte, die Geistlichen aber schädigen das Staatswohl, insbesondere wenn Priester und Mönche unter einem außer-deutschen Oberhaupte stehen. Die Geistlichkeit bildet einen Staat im Staate, Deutschland steht unter zwei Oberherren, was alle, die ihr Vaterland mehr lieben als die Kirche, für das größte Unglück Deutschlands halten.“

Soweit Pufendorfs Kritik am Reich. Ihr Wert sei mit Worten Treitschkes gekennzeichnet: „So offenbaren sich in dem geistvollen Buche überall die beiden Gaben, deren Verbindung den großen Staatsdenker ausmacht: Der Sinn für das Lebendige, das Wesentliche, das hinter dem Scheine der Macht und des Rechtes die Wirklichkeit der Dinge erkennt, und die Sicherheit einer mächtigen Phantasie, die in den unfertigen Gebilden der Gegenwart schon das bleibende Ergebnis zu ahnen vermag.“

Suchen wir jedoch nach Pufendorfs Vorschlägen, wie dem Reiche aufgeholfen werden soll, so werden wir enttäuscht. Pufendorf ist nicht schaffender Staatsmann, nur Staatsdenker. Er steht vor den verwitterten, morschen, ruinenhaften, Mauern des alten Reiches, kann nirgends mehr feste Stützen entdecken und weiß noch nichts von dem Aufbauwillen, der im brandenburgischen Staate des später von ihm hoch ver-

ehrten Großen Kurfürsten steckt. Was rät Pufendorf? Man soll versuchen, die Eintracht der deutschen Staaten herzustellen, keine Bündnisse der Glieder mit fremden Mächten dulden, auf verjährte Ansprüche verzichten und Herrschaftsgelüste der Geistlichen zurückdrängen. Wie dürftig und ohne praktische Handhabe!

Doch können wir von Pufendorf nicht zuviel fordern. Tatsächlich waren die deutschen Zustände so aussichtslos, daß er ebensowenig wie andere Männer Heilmittel ausfindig machen konnte. Auch sei bemerkt, daß Pufendorf damals nichts Unmögliches forderte. Wären seine Vorschläge verwirklicht worden, so hätte Deutschland sich dadurch erheblich gefestigt.

Abgesehen vom unbefriedigenden Schlußteil ist Pufendorfs Kampfschrift ein geistreiches, oft witziges Buch, das nicht etwa aus Freude an Kritik sondern aus deutschem Gefühl heraus geschrieben wurde, von Stolz und Vaterlandsliebe durchpulst. Die Bekämpfung undeutscher Torheiten (Mode, Luxus) und undeutscher Politik machen den „Monzambano“ zum Vorläufer der Schriften Arndts. Die tiefgründigen geschichtlichen Darlegungen und staatsrechtlichen Untersuchungen packen uns durch untrügliche Klarheit und sicheren Aufbau. Schillernde Wendungen, Bilder und Vergleiche muten gut oberländisch an. Den Kampf gegen Papsttum und Jesuiterei führt der lutherische Pfarrerssohn, ohne dabei engherzig zu werden. Reizvolle Einkleidung, gewandter Plauderton und scharfsinnige Beweise hätten das Werk zu einem Volksbuch machen können. Leider blieb es in seinem lateinischen Gewande auf bestimmte, damals übrigens ziemlich breite Kreise beschränkt. Später vollends, je mehr die deutsche Schriftsprache zum Siege gelangte, konnte „Monzambano“ im deutschen Volke nicht wurzeln. Aber niemand wird leugnen,

daß Pufendorfs Buch von gewaltiger Einwirkung auf Staatsrecht, Geschichte und Politik in Deutschland gewesen ist.

Unterm nordischen Löwenbanner

Von Heidelberg übersiedelte Pufendorf 1668 nach Lund in Schweden. Der Schwedenkönig, in dessen Diensten Esaias ja schon seit Jahren stand, berief den vielgenannten Juristen unter schmeichelhaften Bedingungen in die altberühmte Erzbischofsstadt auf der Halbinsel Schonen, um der dort errichteten Universität besonderen Glanz zu verleihen. Erst seit kurzem befand sich Schonen in schwedischem Besitz. Bei den Kämpfen mit den Dänen hatte Lund seine weitreichenden Handelsverbindungen verloren. Der Schwedenkönig wollte die Stadt wieder beleben und verlieh ihr die Hochschule.

Welcher Tausch vom milden, lieblichen Neckartal in das herbe Südschweden! In Heidelberg hatte Pufendorf behaglich im eigenen Hause gewohnt. In Lund, wo man auf Professoren und Studenten noch kaum eingerichtet war, konnte er mietweise nicht unterkommen, mußte eine schlechte Wohnung teuer kaufen und vorrichten lassen. Fremd brauchte er sich trotzdem nicht fühlen. Denn der Norden, vor allem die Universitäten, waren damals mit der deutschen Kultur so eng verbunden, namentlich durch Luthertum und Schwedenbesitz in Deutschland, daß die Berufung des deutschen Gelehrten Pufendorf keinerlei Ausnahmeerscheinung war.

Er nahm die oberste Stelle an der Hochschule ein, ward sehr gut besoldet und konnte weiterhin auf großem Fuße leben. Der arme „Pfarrersgung“ aus dem Zwönitztal trug sich wie ein vornehmer Herr. Seine kräftige Gestalt, der eindrucksvolle Kopf, die feurigen Augen wirkten auch hier stark

auf die Studenten, so daß ihm die schwedische Jugend in Lund zujubelte wie vordem die deutsche in Heidelberg. Zuweilen umspielte wohl ein überlegenes Lächeln seine Lippen, wenn er, der natürliche Mensch, in der anspruchsvollen Gelehrten-
gewandung einherschreiten mußte.

Zwanzig Jahre arbeitet Pufendorf in Schweden. Ungemein ertragreich sind gleich die ersten Lunder Jahre. Sein im Kopenhagener Gefängnis geplantes, dann im Haag gedrucktes Schriftchen wird nach zwölf Jahren (1672) als reife Frucht seiner juristischen Vorlesungen erneut veröffentlicht und dem Schwedenkönig zugeeignet. Diese „Acht Bücher über das Natur- und Völkerrecht“ bilden einen Markstein am Wege des heraufziehenden Aufklärungszeitalters. Unter anderen staatsrechtlichen Schriften gelangt auch die in Lund entstandene Dissertation über den unregelmäßigen Staat zum Druck, eine Verteidigung des „Monzambano“. Stark wirkt das Buch „über die Pflichten des Menschen und Bürgers“, Lund 1673. Ein Duzend wissenschaftlicher Erörterungen, an der Spitze eine Untersuchung „über die Pflichten gegen das Vaterland“, faßt er 1677 in einem Bande zusammen, den er seinem Bruder Esaias widmet. Zuweilen beneidet er wohl diesen, der als schwedischer Staatsmann unmittelbar Geschichte machen hilft, und schreibt ihm: „Ich muß mit schattenhaften Gedanken betrachten, was du mitten in den Geschäften durch die Tat vollführen kannst.“ Um so mehr erschreckt ihn die Wendung der schwedischen Politik gegen den Großen Kurfürsten. Daß Schweden zur Unterstützung Ludwigs XIV. ein Heer in die Kurmark einfallen läßt, muß ihn, den erbitterten Gegner Ludwigs, deshalb besonders tief verletzen, weil er inzwischen Friedrich Wilhelm als Geistesverwandten erkannt hat. Schwedens Hinterhältigkeit empfängt ja in der Schlacht bei Fehrbellin ihre Strafe, und die Niederlagen der

schwedischen Heere, die vor dem Großen Kurfürsten aus Ostpreußen flüchten, bringen die Dänen wieder auf den Plan. Diese versuchen, das an Schweden verlorene Schonen wiederzugewinnen. Der Kampf tobt um Lund. Die Stadt geht in Flammen auf. König Karl XI. wirft zwar durch einen Sieg bei Lund (1676) die Eindringlinge wieder aus dem Küstenlande, aber die junge Universität ist zunächst vernichtet. Studenten und Professoren zerstreuen sich in alle Winde.

Pufendorf wird arg von der Kriegsnot betroffen. 1675 bis 1677 bekommt er kein Gehalt, wird jedoch 1677 an Stelle von Loccenius als Hofgeschichtsschreiber mit einem Jahresgehalt von 1000 Talern nach Stockholm berufen. Später hat er Grund, sich zu beklagen, daß er in vier Jahren nur 1800 Taler empfangen habe. Gewöhnt, vornehm zu leben, leidet er nicht nur darunter, daß ihm die Fühlung mit der studentischen Jugend verlorengelut, sondern auch, daß er manche Behaglichkeit entbehren muß. Wie gern hätte er ein Landhaus draußen vor Stockholms Mauern gekauft! Auch die Sorge für die künftige Ausstattung seiner Töchter bedrückt ihn. Aber mit Feuereifer vertieft er sich in seine Geschichtsstudien.

„In Stockholm“, so schreibt er fünfzehn Jahre später an Thomafius, „habe ich dadurch Ruhe und Bergnüglichkeit gehabt, daß ich mein eigener Kanzler, Direktor, Dekan, Senior, Subsenior, Notar, Amanuensis und Pedell zugleich gewesen.“ Jedoch erkrankt er infolge übermäßiger geistiger Anspannung. Allmählich lebt er sich ein in Schwedens Hauptstadt, die um jene Zeit starke deutsche Einflüsse zeigt. Zum Staatssekretär ernannt, da er ja alle geheimen Akten des Staatsarchivs benutzen muß, ist er freilich politisch kaum tätig. Denn die schwedische Krone bleibt noch gänzlich im Schlepp-

tau französischer Vormachtspolitik, und von dieser mag Pufendorf nichts wissen. Erst 1680 wird er vom König zu einem Gutachten aufgefordert und trägt durch seine Denkschrift „über die Bündnisse zwischen Frankreich und Schweden“ dazu bei, daß die nordische Macht sich von Ludwigs XIV. Seite löst. Übrigens steht hierbei Bruder Esaias zur französischen Partei, bezeichnend für den Unterschied zwischen dem ferndeutsch fühlenden Samuel und dem reinen Machtpolitiker Esaias.

Kampf gegen Dunkelmänner

Gefährlich erregten Pufendorfs Streitschriften die wissenschaftliche Welt. Den Anlaß zu jahrelangen, aufregenden, von Pufendorf jederzeit kraftvoll durchgeführten Kämpfen bildeten üble Machenschaften seiner Lunder Kollegen. Nach Erscheinen seines Naturrechts hielten der Bischof von Schonen samt den Professoren Schwarz und Beckmann eine Art Rebergericht über den Frevler Pufendorf, der alle biblische, philosophische und juristische Herleitung des Rechts mit neumodischen Lehren in Frage stellte. Wie mit dem Index verbotener Bücher, den das Papsttum gegen Neuerer anwendet, sollte die wissenschaftliche Welt vor Pufendorfs Werk gewarnt und bewahrt werden.

Pufendorf schickte am 3. November 1673 an den königlichen Rabinettsekretär Lindenstiöld eine geharnischte Beschwerde: „Eine solche Tat, als an mir verübt worden, soll in keinem christlichen und vernünftigen Staat ungestraft hingehen. Es ist ein Bubenstück, desgleichen im ganzen Königreich Schweden seit vielen Jahren nicht verübt worden.“ Tat-

sächlich griff die Stockholmer Regierung sofort durch. Die Schmähchrift wurde durch Henkershand verbrannt und Beckmann aus Schweden ausgewiesen. Aber Pufendorfs Gegner hatten ihr Machwerk an alle deutschen Hochschulen gelangen lassen, und der Widerhall in den Hörsälen klang laut und wüst, weil Rechts- wie Gottesgelahrte fürchteten, Pufendorfs klare Forderungen könnten ihren überlieferten Lehren Abbruch tun.

Der losbrechende mannhafte Kampf für Freiheit der Wissenschaft läßt sich sehr wohl mit dem späteren Pfaffenstreit Lessings in seinem „Antigoeze“ vergleichen. Nur daß Pufendorf, weil er für die Gelehrten seiner Zeit schrieb, seine Abwehrschriften in lateinischer Sprache erscheinen ließ, daher nicht volkstümlich werden konnte. In Straßburg zeterten die Professoren. In Gardelegen benutzte Superintendent Gesenius Pufendorfs sachliche Ausführungen über das Eherecht, um dessen Privatleben gemein zu verleumden. In Jena, wo Belthelm lehrte, wurde Pufendorfs auf diesen gemünzte Schrift, die unter dem Decknamen Johann Rolletus Palatinus erschien, beschlagnahmt und gegen den Magister Gottfried Klinger die Untersuchung eröffnet, weil er als Anhänger der neuen Lehre gegen Aristoteles aufgetreten war. In Leipzig und Wittenberg aber steigerten sich die Schmähungen und Ausfälle um so mehr, als man dort die Brüder Pufendorf als Abtrünnige ansah, und von bitterem Haß gegen sie erfüllt, sogar unanständige Mittel in die gelehrten Auseinandersetzungen einschmuggelte. Valentin Alberti, einst in der gemeinsamen Leipziger Studentenzeit Pufendorfs Freund, erwirkte vom Dresdner Konsistorium ein Verbot des „Naturrechts“, noch ehe es im Buchhandel zu haben war. Pufendorf schrieb dazu 1673: „Dieser Krieg mit den Leipziger Theologen wird hoffentlich ohne großes Blutvergießen ablaufen, aber es

ist verdrießlich, daß ich meine Zeit an solche Sachen wenden muß."

Erstaunlich bleibt, wie Pufendorf den gewaltigen Bücherkampf neben seiner vielen Archivarbeit in Stockholm jahrelang allein führt. Der Grobheit und Schmähsucht der Zeit mit Wiß und Geist entgegenzutreten, dazu gehörte schon allerhand Überlegenheit. Bald in sittlichem Ernst, bald in übermütiger Laune, grob oder spöttisch, mit klaren Beweisen oder flinken Wortspielen schlägt er auf törichte und oberflächliche gehässige Gegner los, z. B. gegen den „Faseler Scharschmidt“ oder die „schwarzen ABC-Schützen der schwarzen Schule“. Gegner von Verdienst und Ernst behandelt er nicht so hochmütig ironisch. Einmal schreibt er: „Das Naturrecht prüft nur die Handlungen der Menschen und Völker. Ihm ist es gleich, mit welchen schmutzigen Kleidern die Theologen ihr Wissen umhüllen.“ Oder: „Die Scholastik (der Theologen) bietet nicht nur nichts zur Bildung, sondern sie ist besonders darum verderblich, weil sie die wahre und gemeinnützige Wissenschaft verdunkelt, die Geister durch falsches Scheinwissen verwirrt und zur Erfassung der echten Weisheit unfähig macht. Es ist besser, gar nichts zu wissen, als nur Scholastik zu wissen.“ Oder: „Einige der biblischen Wunder sind nur aus der mangelhaften Naturkenntnis der Juden zu erklären.“ Deutlich unterscheidet er den göttlichen Kern der Religion von den theologischen Zutaten, die aus Gründen des Staatsrechts verboten werden können. — Kein Wunder, daß solch freie Gedanken Widerspruch bei allen pfäffisch Gesinnten fanden.

An seinen jungen, eifrigen Anhänger Thomasius, der als frommer Leipziger Professorensohn erst voller Mißtrauen, ja Abscheu in die Bücher des berühmten Lunder Neuerers blickte, aber alsbald, von der Lehre Pufendorfs begeistert,

für den Vielgeschmähten eintrat, schreibt er über Rektor Alberti in Leipzig: „Es hat sonsten dieser Mann in seinem Groll es ziemlich grob gemacht, allein ich hoffe, ihn mit 12 % zu bezahlen, und die Antwort ist schon meistens fertig, die ihn dermaßen beißen soll, daß ihm gegen Michaelis die Lerchen nicht zum besten schmecken sollen. Die Arbeit an sich ist wohl eben so rühmlich nicht, doch weil ich drinnen stecke, muß ich vollends durch.“ Oder über eine geplante Schrift gegen Josua Schwarz schreibt er: „Wir haben es mit harthörigen Tieren zu tun, und deswegen muß man sie mit der Mistgabel kitzeln.“ Ganz im Stil der köstlichen Dunkelmännerbriefe des Kreises um Hutten in der Humanistenzeit sind die Episteln gegen Schwarz und Beckmann geschrieben. Rein Zufall ist's, daß sich in Pufendorfs Büchern ein Urdruck jener Dunkelmännerbriefe vorfand. Obersächsischer Wortwitz spielt seine Rolle in der Schrift gegen einen gewissen Wildschütz, den Pufendorf mit lächelnder Bosheit zu einem „Wildschyssiuss“ latinisierte. Gesammelt erschienen seine Streitschriften 1686 in Frankfurt als „Eris Scandica“ (schwedischer Streit) und hielten noch lange die Federn in Aufruhr.

Pufendorfs Kampf für das Naturrecht endete mit dem unbestrittenen Siege des gegen alle Widersacher gewappneten sächsischen Denkers. Noch zu Pufendorfs Lebzeiten ward sein „Naturrecht“ allgemein anerkannt; selbst in Kursachsen, wo man sich am heftigsten gegen ihn gesträubt, durfte es ungehindert verkauft werden, und der Obersachse Thomasius vertrat erfolgreich die Lehren seines Meisters, ja, ging teck über ihn hinaus. Christian Wolff schrieb abschließend: „Pufendorfs Schriften werden nun gelesen, um daraus zu profitieren, in seiner Gegner Scharteken aber wird Käse und Pfeffer gewickelt, wenn ihnen noch die größte Ehre widerfährt.“ Bis auf Kant blieb Pufendorfs rechtsphilosophisches Buch maßgebend.

Pufendorfs „Naturrecht“

„Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Bedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Sinauf getrostes Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ewigen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.“

Ewige Rechte! Schiller steht bei dieser Stelle seines „Tell“ im Banne des Naturrechts. Denn Pufendorfs Gedanken waren zur Glanzzeit Weimars längst Allgemeingut geworden.

Gibt es neben dem Recht, wie es geschichtlich geworden ist, durch Rechtsbrauch, Gesetze, Staatsnotwendigkeiten bedingt, von Priestern und Religionsgemeinschaften im Sinne ihrer Götterlehren immer wieder durchgesiebt, gibt es neben diesem in Gewohnheit und Gesetz eingebetteten Recht ein ewiges, unwandelbares Naturrecht? Zeitalter, die um Menschenwürde rangen, wie Aufklärung und Weimarzeit, begeisterten sich an diesem Gedanken. Vorbereitet ward er in der Reformation, doch blieben die Denker der Lutherzeit noch zu sehr in den Bahnen der Bibel. Auch Hugo Grotius, der den Geselligkeitstrieb des Menschen erkannte und daraus die Notwendigkeit des Rechts herleitete, hielt trotzdem an der biblischen Rechtsgrundlage fest. Erst Pufendorf sprengte die Fesseln kirchlicher Überlieferung. Er gab dem Naturrecht Befehlskraft und führte es auf die Gebote der Vernunft zurück. Bei ihm gibt nicht mehr der Trieb sondern der Zweck den Ausschlag. Die sittliche Natur des Menschen, so führt er aus, ist die ausschließliche Quelle des Rechts, und die Vernunft vermittelt die Erkenntnis des Rechts. Es braucht demnach keine Berufung auf göttliche Offenbarung, auf die Philosophie des Aristoteles oder das corpus juris. Zwar meint der

gläubige lutherische Pfarrerssohn, biblische Grundgedanken seien nicht zu verwerfen, soweit sie mit dem natürlichen Recht übereinstimmten, macht sich aber lustig über frühere Rechtslehrer, die Naturrecht herleiten möchten aus der reinen Natur des Menschen vor dem Sündenfall.

Der Mensch hat zwei „Neigungen“, den Selbsterhaltungstrieb und den Trieb zur Gesellschaft. Daraus ergeben sich zwei Naturgesetze: erstens: Er will Leib und Leben schützen und das Seine erhalten; zweitens: Niemand darf die menschliche Gesellschaft stören. Der Geselligkeitstrieb zwingt den Menschen, mit anderen zusammenzuleben. Dies ist nicht möglich ohne Gesetze, und daher müssen alle Gesetze der Natur des Menschen entsprechen. In der Liebe zum Mitmenschen liegt das echte Menschentum, die wirklich wertvolle Natur des Menschen. Der einzelne hat sittlichen Wert nur in der Gemeinschaft und kann sittlich handeln nur als Teil eines Ganzen. Sittlich vollkommen ist menschliches Tun bloß soweit, als es in wertvoller Gesinnung unternommen wird oder edle Ziele verfolgt.

Frei und vernunftgemäß dachte Pufendorf, unabhängig vom Offenbarungsglauben. Damit löste er zugleich die Weltanschauung aus der Vormundschaft der Gottesgelahrtheit. Tyrannische Willkür, Regerverfolgungen waren bei solcher Rechtsauffassung unmöglich. Dagegen wurde die Achtung vor einer vernünftigen Ordnung des Rechts im Staate gekräftigt. Ein solcher Staat ist demnach rein weltlich aufzufassen, kann sich kein religiöses Mäntelchen mehr umhängen, aber ebenso ist der Verherrlichung des absoluten Fürstentums, des Gottesgnadentums, ein Riegel vorgeschoben.

Pufendorf denkt sich den Staat als harmonisches Zusammenspiel von einzelnen unter übergeordnetem Willen. Ein Wille muß den Staat durchdringen. Alle Untertanen geben

die Freiheit des Handelns an den Herrscher ab, so daß sein Wille als Wille aller gilt. Damit gibt Pufendorf dem Staatsoberhaupt Machtfülle, aber zugleich Verantwortung. Denn seine Rechte darf der Herrscher nur im Dienst des Gemeinwohles ausüben und darf nichts unterlassen, was geeignet ist, das Volk zu fördern. Die Wirtschaft darf der Staat regeln, indem er Luxus unterbindet, die Geldausfuhr überwacht, die Handelsbilanz aktiv hält, das Maß der Vermögen durch Testamentsbeschränkungen bestimmt, Müßiggang und Lasterleben hindert, Erzeugung und Handel aber fördert. Mit alledem ward Pufendorf der Herold des neuzeitlichen Staates.

Seine Naturrechtslehre ist unmöglich wegzudenken aus der politischen Entwicklung Europas seit jener Zeit. Die Staatsauffassung Friedrichs des Großen, des vorbildlichen Aufklärers auf dem Königsthron, wächst unmittelbar aus Pufendorfs Staatsgedanken hervor. Stolz empfindet der hervorragende Sachse selber, daß er einer Zeit der Menschlichkeit den Weg bahnt: „Das natürliche Recht ist gleichen Alters wie die Menschheit und beginnt doch erst in unserem Jahrhundert, wissenschaftlich begriffen zu werden.“ Aus Pufendorfs Hand empfängt der Staat die volle Freiheit, seine Gesetze dem Bedürfnis der Gegenwart anzupassen. Er ist vom biblischen Herkommen und römischer Überlieferung unabhängig geworden. Dabei stellt Pufendorf keineswegs übertriebene Forderungen, denn er hat in verschiedenen Staaten gelebt und besonders damals für den „Monzambano“ selbst Erfahrung genug gesammelt, um zu wissen, daß ein Staat mannigfaltige Strömungen und Gegenströmungen in sich birgt. So begnügt er sich damit, die Monarchie als gerechte und kräftige Staatsform zu loben. Als heilig-festes Band, das die Bürger eines Landes zusammenknüpft, nennt er die „natürliche Religion“, d. h. die Überzeugung vom Dasein Gottes. Frei-

lich wird und darf der einzelne Bürger, wenn ihn solch allgemeiner Glaube noch nicht befriedigt, in seiner religiösen Auffassung und Betätigung weit über diese Grundanschauung hinausgehen. Damit verkündet Pufendorf die damals noch umstrittene Duldung. Er erklärt: Jedes Glaubensbekenntnis, das der natürlichen Religion nicht widerspricht, also Gott und Unsterblichkeit als Glaubensstatsachen anerkennt, darf Duldung im Staate fordern. (Wie weit waren die Zeitgenossen von solch hohen, freien Gedanken entfernt! Sob nicht Ludwig XIV. noch 1685, ein Duzend Jahre nach Pufendorfs „Natturrecht“, das Edikt von Nantes auf, das in Frankreich bis dahin Glaubensfreiheit gewährt hatte?)

Andererseits fordert Pufendorf, daß der Herrscher die Rechte des Staates gegen Übergriffe der Kirche wahre. Die Religion soll bei der erzieherischen Aufgabe, die dem Staate zukommt, nur Bundesgenossin oder Dienerin sein.

Pufendorf lehrt weiter: Die höchste Staatsgewalt, die ja unbedingt nur dem Wohle des Staates geweiht sein darf, muß unverantwortlich bleiben. Ein starkes Heer soll die Sicherheit des Staates verbürgen, sorgsame Verwaltung hat die Belange der Staatsbürger zu wahren, und Gerichte haben ihm Rechtsschutz zu gewähren. Die Rechte des einzelnen aber beschränken sich von selbst dadurch, daß über allen das Wohl des Ganzen steht. Sollten Vorrechte einzelner der Gesamtheit schaden (Adel), so sind sie zu beseitigen. Eine folgenreiche Auffassung, die uns heute wieder geläufig geworden ist: Gemeinnutz geht vor Eigennutz!

Der Fürst soll ohne Prunk leben und immer ein offenes Ohr für jeden Untertan haben. Viele Freuden des Lebens sind ihm versagt, denn er muß allein seinem Volke dienen. Er ist Vormund und Erzieher seines Volkes und hat in diesem Geiste seine Beamtschaft heranzubilden.

Mit seinem „Naturrecht“ hat Pufendorf für die gesamte deutsche Rechts- und Staatsentwicklung, für Denkfreiheit und wahre Menschlichkeit so Gewaltiges geleistet, daß dies Werk zu den wichtigsten Bausteinen des deutschen Geistesdomes gezählt werden muß. In alle europäischen Sprachen, auf Befehl Peters des Großen sogar ins Russische, übersetzt, zog es die alte und die neue Welt in seinen Bannkreis.

Neue Forscherarbeit

Pufendorfs Fechterkunst im Kampf wider die Gegner seines „Naturrechts“ läßt kaum ahnen, daß der vielseitige, unermüdlich forschende schwedische Professor, der von Stockholm aus die deutsche Geistesfreiheit schirmte, inzwischen gänzlich andersartige Arbeiten auf sich genommen hatte. Seine Arbeit als Geschichtsschreiber spielte sich zunächst im Staatsarchiv ab. Er sollte zuerst die schwedische Geschichte unter Gustav Adolf behandeln. Wie erfolgreich er, der Jurist, seit seinem „Monzambano“ die Geschichtsbetrachtung betrieben hatte, so daß der König ihn durchaus als Hofhistoriker anzustellen wünschte, davon zeugen ein paar Schriften, die er vor seinen Büchern schwedischer Geschichte herausbrachte, zunächst das einzige deutsch geschriebene Werk Pufendorfs „Einleitung zur Historie der vornehmsten Reiche und Staaten“. dessen erster Band 1682 in Frankfurt erschien, während der zweite vier Jahre später herauskam. Entstanden ist das Buch aus seinen Vorlesungen in Lund. Er wußte, daß seine Hörer eine Zusammenfassung der neueren europäischen Geschichte brauchten, besonders für ihre Laufbahn im Staatsdienst. Daher sind die zwei Bände allgemein-verständlich und lehrhaft geschrieben, gut geeignet für damalige Unterrichtszwecke.

Er sagt in der Vorrede, er wolle „der Jugend eine Anleitung und einen Vorschmack geben, damit sie Lust bekäme, sich weiter darinne vollkommen zu machen“. Schon diese Probe zeigt, in welch schwerfälligem, für uns geradezu unverdaulichem Deutsch Pufendorfs Geschichtswerk leider verfaßt ist. Noch war die deutsche Sprache weit davon entfernt, fein durchgeföhlt, ausdrucksfähig, dichterischen oder wissenschaftlichen Aufgaben angepaßt und für alle Zwecke verwendbar zu sein. Erst Lessing machte sie geschmeidig. Pufendorf konnte in dieser Hinsicht nicht die Schwelle seines Zeitalters überschreiten. Inhaltlich ist jedoch das noch lange beliebte Geschichtswerk höchst wertvoll. Denn Pufendorf hat die geschichtliche Entwicklung so klar herausgearbeitet, daß dies für Deutschland durchaus neuartige Buch allenthalben Beifall weckte und auf viele Jahrgänge junger Staatsmänner, Beamter und Forscher stark eingewirkt hat, besonders in Preußen.

Herausgehoben sei nur das Kapitel „Vom Papst“. Treitschke sagt von ihm mit Recht: „Schärfer, grimmiger hatte seit Anfang der Reformation kein Lutheraner wider das Papsttum geschrieben.“ Thomasius gab diesen Abschnitt später als selbständige Schrift heraus. Als Nebenfrucht jener europäischen Geschichte verfaßte Pufendorf eine Darstellung des albanischen Freiheitshelden Skanderbeg (1684).

Inzwischen hatte er die schwedische Geschichte ungemein fleißig durchforscht. Von dem Geschichtsschreiber des Dreißigjährigen Krieges, Bogislav von Chemnitz, waren zwei Teile einer schwedischen Geschichte zum Druck gelangt. Der dritte lag im Stockholmer Archiv. Dieser Vorlage folgt Pufendorf zunächst. Dann hebt er aus den Akten heraus, was für die weiteren Vorgänge wichtig erscheint, gibt aber nur ein Gemälde der äußeren Politik. Die Kriege, diplomatischen Verhandlungen, Staatsverträge, Bündnisse stellt er in

treuester Auswertung der schwedischen Quellen dar. Heute verlangt man vom Forscher, daß sein Geschichtswerk auch Quellen der Gegner verwendet. Pufendorf kann mit diesem neuen Maßstab natürlich nicht gemessen werden. Bedeutete doch überhaupt seine gründliche Vorarbeit im Archiv schon etwas Neues und Großes in der damaligen Geschichtswissenschaft. Tatsächlich ist seine Schilderung zwar einseitig, aber völlig zuverlässig. Er läßt seine Staatsmänner als scharf gezeichnete Gestalten auf der Bühne des Weltgeschehens erscheinen. Nirgends trägt er seine Meinung vor, sondern erzählt Tatsachen in ruhiger, gemessener Sprache, in würdevoller Haltung, die freilich den Leser allmählich ermüdet. Die „Schwedische Geschichte von Gustav Adolfs Zug nach Deutschland bis zur Abdankung der Königin Christine“ sollte ursprünglich dieser unrastrvollen, ungewöhnlichen Herrscherin gewidmet werden. Pufendorf hat mit ihr Briefe gewechselt. Er bat sie z. B. um ein Buch über den Westfälischen Frieden und fragte an, ob in Rom, wo sie weilte, nicht allerlei wäre, was seiner schwedischen Geschichte nützen könnte. Die Widmung unterblieb, weil der zum katholischen Glauben übergetretenen Tochter Gustav Adolfs und ihrem römischen Klüngel die Einstellung Pufendorfs zur Reformation mißfiel. König Karl XI. dagegen war hoch befriedigt von der in ungemein kurzer Zeit fertiggestellten Handschrift. Er wünschte schöne Kupferstiche dazu. Pufendorf selbst, der seit 1682 sein Gehalt aus dem Hofhalt der Königinwitwe bezog, übrigens auch dem Titel nach der Universität Upsala angegliedert war, reiste 1684 nach Deutschland und Holland, um für möglichst gute Drucklegung des Werkes zu sorgen. Diese erfolgte denn auch in Utrecht 1686. Pufendorf besuchte damals Pyrmont, um sich eine Badekur zu gönnen, weilte auch in Hannover und Kassel, wo man ihm Einblick ins Archiv

gewährte und ihn sehr wohlwollend aufnahm; hatte er doch seine „Einleitung in die Geschichte der neueren Staaten“ dem Landgrafen Ernst von Hessen-Kassel gewidmet. Ursprünglich wollte er auch die Höfe Dresden, München, Stuttgart, Heidelberg und Darmstadt aufsuchen, um sich Mitteilungen für sein nächstes Geschichtswerk zu verschaffen. Doch ist nichts daraus geworden.

In Hamburg nahm Pufendorf zum ersten Male Fühlung mit dem dortigen preussischen Vertreter, Geheimrat Fuchs, da langsam der Wunsch in ihm keimte, in den Dienst des deutschen Fürsten zu treten, der ihm geistig am nächsten stand, des Großen Kurfürsten. Offenbar empfand Pufendorf immer unangenehmer den Hochmut des schwedischen Adels, der ihm Vorwürfe machte, weil er diese oder jene Tat schwedischer Heerführer oder Gesandter nach ihrer Meinung in seiner Geschichte nicht gebührend gewürdigt und verherrlicht habe.

In Deutschland lauteten die Urteile der Sachverständigen über sein Geschichtswerk begeistert, selbst die Leipziger Kreise konnten sich der Wirkung des Buches nicht entziehen. In Stockholm drängte die Königin-Witwe, Hedwig Eleonore aus dem Hause Holstein-Gottorp, auf eine deutsche Übersetzung, die zu Pufendorfs Zufriedenheit von Johann Joachim Möller von Sommerfeld übernommen wurde und 1688 in Leipzig erschien. Pufendorf konnte nach so viel Jahren der Anfeindung froh und selbstbewußt die allgemeine Anerkennung buchen. Aufschlußreich ist sein Briefwechsel mit dem katholischen Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels, der in Straßburg Pufendorfs Werk gekauft hatte und zunächst meinte, der ihm bekannte Esaias sei der Verfasser. Er konnte dann Pufendorf einige Ratschläge und Berichtigungen senden.

Inzwischen war Pufendorf vom König mit der Geschichte Karl Gustavs beauftragt worden. In wenigen Jahren trieb

er die umfangliche Arbeit, täglich stundenlang im Archiv die Akten auswertend, soweit vorwärts, daß er nahezu fertig war, als die wiederaufgenommenen Verhandlungen mit Berlin zum langersehnten Ziele führten: Pufendorf ward Geschichtsschreiber des Großen Kurfürsten.

Der Denker dient dem Helden

Schon 1687 widmete Pufendorf dem Kriegshelden von Fehrbellin und Staatsmann des aufstrebenden preussischen Staates, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, eine Schrift „Das Verhältnis der christlichen Religion zum Staat“. (De habitu religionis christianae ad rem publicam. Bremen 1687.) Kein Wunder, daß den allmählich einsam gewordenen Geschichtsforscher in Stockholm die überraschenden Ereignisse der Zeit tief erregten. Ludwig XIV., von Pufendorf immer als Feind Deutschlands erkannt, hatte die Schwenkung zum Papsttum vorgenommen, die Hugonotten verjagt oder unterdrückt, Friedrich Wilhelm aber, in dem Pufendorf das Urbild eines Herrschers verkörpert sah, wie er ihm nötig erschien, hatte sogleich durch das Potsdamer Edikt das Schiff der Glaubensfreiheit wieder flottgemacht, auch seine Staatsführung von dem Schlepptau der französischen Vorherrschaft gelöst und konnte nun wieder den von Pufendorf geforderten nationalen Kurs steuern. Treitschke nennt Pufendorfs Religionschrift vom Jahre 1687 „das schönste literarische Denkmal, das jener europäische Kampf der Nachwelt hinterlassen hat und das bestvergeffene von Pufendorfs Werken, ein bahnbrechendes Buch, das erst in der Kette der Zeiten seinen vollen Wert offenbart.“

Der Grundgedanke dieser Schrift lautet: Gewissensfreiheit für den einzelnen, aber Unterordnung der Kirchen unter das Aufsichtsrecht des Staates. Der Glaube, so führt Pufendorf aus, ist eine Sache des persönlichen Verhältnisses zu Gott. Um einem Menschen Religion beizubringen, braucht man ihn nicht zum Anschluß an eine bestimmte Gemeinschaft zu zwingen. Widerstreitet sie seiner Überzeugung, so wird er dadurch nur zum Heuchler gemacht, und sein innerliches Verhältnis zu Gott bleibt doch unberührt, da der Zwang nicht nach innen reicht. Jeder Glaubenszwang ist ein Verstoß gegen das Naturrecht und eine grobe Überschreitung der Befugnis der Obrigkeit. Glaubensgemeinschaften sind an sich nicht notwendig. Wo sich derlei Kirchen bilden, hat der Staat das Recht, sie wie jeden anderen Verein zu überwachen und in den Schranken des öffentlichen Friedens zu halten. Staat und Kirche sind von grundverschiedenem Wesen. Doch besteht Gefahr, daß die Kirche dem Staat zu nahe tritt, indem sie vergißt, was ihre Aufgabe eigentlich sein soll. Der Staat wird die Kirche schützen, jedoch nicht zulassen, daß sie Andersgläubige wegen Kezerei verfolgt. Denn daß ein Mensch um des Glaubens willen leiden soll, ist völlig unwürdig, und die Obrigkeit darf solches Unrecht nicht zulassen. Der einzelne hat ein Recht auf freien Glauben. Nur dort wird der Staat ihn beschränken, wo die Grundlagen, auf denen der Staat beruht, in Gefahr kommen. Religionsfreiheit ist nicht Kirchenfreiheit oder Freiheit der Gemeindebildung, sondern bloß die Erlaubnis, sich eine eigne Überzeugung zu bilden. Den Worten des fanatischen Philipps II. von Spanien: „Ich will lieber in Einöden herrschen als in einem von Kezern bevölkerten und bebauten Lande“ stellt Pufendorf als höchste Aufgabe der Regierung die Volkswohlfahrt entgegen. Ein Staat muß, wenn nötig, auf die an sich erwünschte Glaubenseinheit

verzichten und verschiedene Kirchen oder Andersgläubige in seinen Grenzen dulden. Streit der Kirchen untereinander aber darf der Staat nicht aufkommen lassen. Mit alledem rechtfertigt Pufendorf die Kirchenpolitik des Großen Kurfürsten. Er baut mit seiner Religionschrift der Aufklärung, vor allem der Duldung, die feste, gerade Straße, auf der sie bis zu Friedrichs des Großen Staatsauffassung gelangen konnte: „In meinem Staate darf jeder nach seiner Fassung selig werden.“ Die Widmung an den Brandenburger endet mit den Worten: „Gelingt mein Werk, dann wirst Du ebenso groß, wie Du heute dastehst, das Jahrhundert mit dem Ruhm Deines Namens erfüllend, fortan im Gedächtnis aller Zeiten leben.“

Den Gelehrten aus Schweden loszubekommen, ließ sich schwieriger an, als Pufendorf selbst gedacht. Kein Wunder: Er kannte von Archivstudien alle Geheimnisse der schwedischen Politik. Diesen Mann an den Sieger von Fehrbellin abzugeben, verspürten die schwedischen Regierungskreise wenig Neigung. Vor allem schätzte die Königinwitwe Pufendorf sehr hoch und wünschte, daß er die Geschichte ihres Gatten Karl Gustav möglichst bald vollende. Doch der kurbrandenburgische Vertreter in Stockholm, Falaiseau, mit beiden Brüdern Pufendorf befreundet, betrieb die Berufung des großen Forschers mit außerordentlich geschicktem Eifer. Im Sommer 1686 gab Pufendorf seine Zusage, am 1. August erfolgte die Berufung durch den Kurfürsten. Um jene Zeit beklagt sich der Gelehrte in einem Briefe bitter, man habe ihn in Schweden unwürdig behandelt, ja seit 1677 Not leiden lassen. Jetzt zögerte man seine Abreise hinaus und wollte ihn, wie er sagt, „nur lehnweise auf eine behagliche Zeit“ entlassen. Trotz schlimmer Winterszeit verließ er mit Frau und Töchtern Ende 1687 Stockholm und schrieb unterm

19. Januar 1688 aus Greifswald an den preußischen Geheimrat Paul von Fuchs, er hoffe, „die vom Kurfürsten ihm erzeigte Gnade der Berufung durch verlangte Dienste einigermaßen abzuverdienen, zumal er gegen Friedrich Wilhelm jederzeit die größte Verehrung gehabt und dessen Taten und Ruhm so hoch geachtet, daß er geglaubt, die Zeit, die ihm Gott noch verstatte, nicht rühmlicher nutzen zu können, als diesen Ruhm durch seine Feder der Nachwelt vorstellen zu können“.

Damals erreichten ihn Warnungen, er solle nicht nach Berlin gehen, da der kaiserliche und kursächsische Hof, wo er viele Feinde habe, sich dort über ihn beschweren und schärfer gegen ihn vorgehen wollten, sobald er nach Deutschland käme. Friedrich Wilhelm beschwichtigte daraufhin Pufendorfs Besorgnisse durch ein gnädiges Handschreiben und einen Schutzbrief. Er vollzog auch noch eigenhändig die Bestallung des neuen „Hofhistoriographen und Hofrats“. Ob aber Pufendorf nach seiner Ankunft in Berlin dem Kurfürsten selber noch persönlich nahegetreten ist, erscheint fraglich. Ward doch der Begründer des preußischen Staates seit Anfang 1688 von Wassersucht gequält und bäumte monatelang sich gegen den Zugriff des Todes auf. Am 9. Mai 1688 starb er.

Inzwischen arbeitete Pufendorf seit Februar im Archiv, in dem er auch sofort Zugang zu den geheimen Akten erhielt, obwohl er eben noch fremder Untertan gewesen. Als Helfer erhielt er einen Berliner. An Thomasius schreibt er im März 1688, es sei ein Zeugnis dafür, daß „man mich für einen redlichen Mann hält, wenn die Schweden mich aus ihrem Archiv heraus und die Brandenburger in ihres hinein lassen“. Mit unablässigem Fleiß bewältigt nun der Forscher die Akten der Regierungszeit Friedrich Wilhelms. Immer

wieder vertröstet er den Freund und Schüler Thomafius, der ihn nach Leipzig einlädt, er könne jetzt nicht von der Arbeit weg. An den Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels schreibt er etwas später: „Ich habe so viel Arbeit den ganzen Tag mit Auszügen anfertigen und schreiben, daß ich abends keine gewichtigen Briefe schreiben kann. Acht bis neun Stunden brauche ich Schlaf. Dabei muß ich mich mit der Arbeit eilen, weil ja des Menschen Leben so gar ungewiß ist und gerade bei dieser meiner Arbeit alle Mühe umsonst sein würde, wenn ich keinen Abschluß erziele.“

An König Karl XI. von Schweden schreibt er 1691 über seinen in Arbeit befindlichen „Friedrich Wilhelm“: „Ein solches Werk, im Fall man keine Schande beiderseits davon haben soll, in zwei Jahren auszuarbeiten, vermag weder ich noch kein Gelehrter in der ganzen Welt. Denn der Kurfürst ist ja in 48 Jahren seiner Regierung bei fast allen wichtigen Sündeln in Europa beteiligt gewesen. Daher ist die Arbeit so umfänglich. Ich habe mich fast aller Konversation entschlagen, Tag und Nacht, soweit meine Kräfte es zuließen, gearbeitet und bin jetzt bis zum Jahre 1678 gelangt. Nur neun Jahre Friedrich Wilhelms sind noch zu bewältigen.“

1693, in fünf Jahren, war das umfangreiche, tief-schürfende Werk vollbracht. Friedrich III., der prunkvolle Nachfolger des Großen Kurfürsten, hatte ihn all die Zeit sehr gefördert, da er Wert darauf legte, die heldenhafte Gestalt seines Vaters durch einen Geschichtsschreiber von europäischem Rufe verewigt zu sehen. Er hatte Pufendorf den Titel Geheimrat verliehen. Auch der Minister Eberhard von Danckelmann war dem Forscher geneigt. Jetzt nach Fertigstellung des Buches erhielt Pufendorf vom Kurfürsten das großartige Geschenk von 10000 Talern. Sofort wurden Verträge mit Buchhändlern eingeleitet und Über-

setzungen ins Deutsche und Französische angeordnet. Ferner beauftragte der Kurfürst Pufendorf, sogleich die Geschichte seiner eignen Regierung in Angriff zu nehmen.

Schon 1692 hatte Pufendorf an seinen Freund Professor Rechenberg in Leipzig eine Probe seines Werkes gesandt, die er dem Kurfürsten vorgelegt hatte, „um zu vernehmen, ob ihm die Form beliebe“. Rechenberg sollte beim Verleger Gleditsch in Leipzig sich wegen der äußeren Aufmachung des großen Geschichtswerkes befragen. Daher brachte Gleditsch diesen Auszug in seiner Zeitschrift „Monatliche Unterredungen“ zuerst zum Abdruck. Mit Gleditsch hoffte Pufendorf abzuschließen, weil er sich sehr vor Druckfehlern fürchtete. Im November 1692 hatte er 1150 Bogen seiner Handschrift vorliegen, von denen Herr von Meinders und Geheimrat Fuchs als Zensoren je die Hälfte lesen sollten. Der Druck, schreibt Pufendorf witzig, würde wohl vor Ostern 1693 nicht beginnen, „weil das Papier so schwer zu bekommen ist, obwohl es doch soviel Lumpen gibt“. Doch erscheint die Geschichte des Großen Kurfürsten erst 1695 nach Pufendorfs Tode. Er hat nur die ersten Bogen gedruckt gesehen und am 26. September 1694 eine Vorrede dazu geschrieben, die stolz und freimütig vor Friedrich III. den Beruf des Geschichtsschreibers würdigt.

Von Friedrichs III. Geschichte hat Pufendorf in hingebender Arbeit noch drei Bücher, freilich unvollständig und nicht durchgeseilt, fertig bekommen. Er behandelt darin die Jahre 1688—1690. Bezeichnend für ihn ist die umfangreiche Darstellung der „glorreichen“ englischen Revolution von 1688. Pufendorf zeigt damit, daß er nicht Hofgeschichtsschreiber ist, sondern Weltgeschichte und Staatsrechtslehre am anschaulichen Beispiel einer Staatsumwälzung seinen Zeitgenossen klarlegen möchte, damit die Mitwelt politisch

daraus lerne. Anschaulich und leidenschaftlich wird er in der Schilderung des Krieges gegen Frankreich, vor allem, als er voll Entrüstung erzählt, wie die französischen Nordbrenner am Niederrhein gehaust haben.

Leider blieb Pufendorfs Fragment „Friedrich III.“ zunächst im Besitz seiner Erben. 1724 konnte Gundling einen Auszug benutzen, aber erst 1784, also 90 Jahre nach der Entstehung, gelang es dem preussischen Minister Grafen Herzberg durch Zufall, das Bruchstück zu erwerben. Er veröffentlichte seinen Fund mit einer Vorrede, die das Andenken des großen, damals fast vergessenen Geschichtsschreibers dankbar erneuerte.

Pufendorf als Geschichtsschreiber

Im Lauf des 17. Jahrhunderts, das mit seiner Überfülle an Kämpfen und politischen Wirren die Geschichtsschreibung stark anregte, begannen die Geschichtsschreiber, die Archive zu durchstöbern, und gegen Ende dieses Zeitalters erreichte die Kunst der Darstellung solcher Archivergebnisse in Pufendorfs Werken die Meisterschaft zusammenhängender, begründender, folgender und beweisender Historie.

Schon in der „Schwedischen Geschichte“ war es ihm gelungen, zwar einseitig von einem Archiv aus, aber durchaus zuverlässig und tatsachentreu die wesentlichen Ereignisse zusammenzufassen. Sein „Karl Gustav“, in Berlin abgeschlossen, setzt diese Reihe würdig fort. Aber in der Geschichte des Großen Kurfürsten kann Pufendorfs deutsches Empfinden ganz anders mitsprechen, als wenn er Schwedens Kriegs- und Schachzüge vorführt. Mit überlegener Kenntnis und klarem politischem Blick baut er eine neuartige Geschichts-

schreibung auf. Noch nie zuvor ist ein Abschnitt deutscher Geschichte so eindringlich und großartig behandelt worden. Pufendorf selbst erklärt gelassen: „Mein Alter erhöht mir den Mut, die ganze Wahrheit auszusprechen.“ Dabei lebte beim Erscheinen des Werkes noch der größte Teil der verantwortlichen Staatsmänner!

Aus dem reichen Stoff sind die großen Linien und wichtigsten Augenblicke wirkungsvoll herausgehoben. Trotz absichtlich schmucklosen lateinischen Stiles tritt uns diese Geschichte wie ein mächtiges Denkmal des Großen Kurfürsten entgegen, das dem verewigten Herrscher ebenso geistesverwandt ist wie Schlüters weltberühmtes Reiterstandbild in Berlin.

Pufendorf hat sich nur an das Berliner Archiv gehalten, doch übernahm er aus seinem „Karl Gustav“ außer tatsächlichen Mitteilungen auch Angaben über politische Beweggründe des Großen Kurfürsten sowie Urteile über den Zusammenhang der Ereignisse. Er versucht, die Pläne, Erwägungen, Entschlüsse und Erfolge der Staatsmänner, von denen er schreibt, so darzulegen, wie sie ihnen im Augenblick der Überlegung oder Handlung erschienen. Dazu helfen ja die Akten. Außerdem hat Pufendorf gedruckte Quellen verwertet, Flugschriften, Zeitungen, auch Bücher aus seinem und dem Besitz des Kurfürsten. Zum Feldzug im Elsaß, auf den er ausführlich zu sprechen kommt, lag ihm ein eigenhändiger Aufsatz des Großen Kurfürsten vor. Wieder wählt er nur auswärtige Angelegenheiten aus, erzählt also nichts von Friedrich Wilhelm als Landesvater, nichts vom Wiederaufbau Ostpreußens, von den Ständekämpfen oder der Wirtschaft, selbst das brandenburgische Militärwesen bleibt unberücksichtigt. Ferner läßt er sich weniger auf Erzählen von Ereignissen ein, vielmehr beschäftigt er sich mit den diplomatischen Verhandlungen. Personen schildert er selten, auch

nicht die Zustände eines Staates oder Volkes; sondern das Hin und Wider, das Auf und Nieder, die politische Bewegung wird ihm zur Hauptsache. In knappen Worten gibt er den Inhalt zahlreicher Akten, Entwürfe, Briefe, Erklärungen wieder. Er beherrscht den gesamten Aktenstoff, bleibt keineswegs in ihm stecken, sondern verwendet ihn geschickt und mit leichter Hand. Ein Meisterstück im Aufbau ist der Abschnitt, in dem er den Nymweger Frieden entstehen läßt: Wie ein Bundesgenosse nach dem andern den Schwedenbesieger Friedrich Wilhelm im Stiche läßt und mit Frankreich möglichst schnell abschließt.

Überall zwischen den Aktenauszügen läßt ein kurzer Satz oder ein Beiwort sachlich nüchtern, ironisch oder leidenschaftlich Pufendorfs Ansicht durchschimmern. Wie er vollends das Für und Gegen einer Angelegenheit von den verschiedenen Standpunkten der handelnden und überlegenden Männer auseinandersetzt, gleichsam als ob diese zum Leser sprächen, das vergleicht der große Geschichtsschreiber Droysen mit den berühmten Reden in den Geschichtswerken der Griechen und Römer. Man merkt dabei nicht, daß ja all diese Gedanken mühsam aus vielen Akten herbeigeholt und zusammengefügt sind. Droysen urteilt abschließend: „Das Geschichtswerk Pufendorfs ist nicht eine vollkommene, aber eine im hohen Maße würdige Darstellung des großen Fürsten, von dem es handelt, und in diesem Sinne gehört es zu den besten historischen Werken überhaupt.“ Oder Treitschke erklärt: „Des Großen Kurfürsten Wesen ist als glücklichste Verbindung von Majestät und Güte, Tatkraft und Überlegung geschildert ... Friedrich Wilhelm ist Pufendorfs größtes Geschichtswerk.“

Gleich nach Erscheinen rühmte Kanzler Ludewig in Halle: „Es ist ein wahrhaft pragmatisches Werk.“ 1743 sagte Georg

Gottfried Küster: „Der Friedrich Wilhelm ist ein Werk, das weitaus die Kunst des Bildhauers übertrifft und ein Denkmal dauernder als Erz sein wird.“ Oder 1781 erklärte Graf Herzberg in der Berliner Akademie: „Diese Geschichte Pufendorfs, die unser verwöhntes Zeitalter nicht mehr liest, und die doch einzig in ihrer Art, ist in betreff der Wahrhaftigkeit und zur Belehrung allen alten und neuen Historikern weit überlegen. Keiner, der die Geschichte, das öffentliche Recht und die Politik des Deutschen Reiches studieren will, kann diesen Vorrat an Belehrungen entbehren.“ Leider war Friedrichs des Großen Blick durch die glatte, geschmeidige aber oberflächliche französische Geschichtsschreibung getrübt. Er sah in Pufendorfs Werk, zumal ihm sein Latein nicht zusagte, nur eine Stoffsammlung.

Die Zeitgenossen nahmen das neue große Werk des vielumkämpften Mannes mit ehrlicher Begeisterung auf. Zwar gerieten im Reichstag zu Regensburg manche Perücken ins Wackeln, weil Pufendorf weder den Kaiser noch einzelne Fürsten in seiner Darstellung geschont, vielmehr ihr Verhalten beim Frieden zu Nymwegen gehörig an den Pranger gestellt hatte. Aber in Wien tauchte der Einfall auf, Pufendorf, diesen Habsburggegner, zum kaiserlichen Geschichtsschreiber zu ernennen, damit er die Politik Kaiser Leopolds und die Türkenkriege schildere. Doch bemerkt Pufendorf zu solchen Versuchen seines früheren Heidelberger Freundes Johann Friedrich von Seiler: „Er ist ein Schalk in seiner Haut und kann sich wohl einbilden, daß ich mich unter die Pfaffen nicht schicke.“ Endlich sei noch des Vorschlags gedacht, ein Kollegium der Geschichtsforscher im Deutschen Reich zu gründen. Professor Moller in Altdorf regte 1687 diese Gründung an und schlug vor, den Großen Kurfürsten zum Schutzherrn, Pufendorf zum Vorsitzer zu wählen.

Dieser, darüber befragt, schreibt 1691: „Ich sehe viel Schwierigkeiten voraus.“ Tatsächlich blieb der Plan liegen.

Freunde und Mitstreiter

Dufendorfs Briefwechsel ist im Vergleich zu dem Leibnizens nicht umfangreich, vielleicht weil er nicht so sehr Hans Dampf in allen europäischen Gassen, vielmehr Einzelkämpfer war. Die uns erhaltenen Briefe lassen einen wahrhaft trefflichen Mann zu uns sprechen, der zugleich klug, für alle Zeitfragen aufgeschlossen, vaterländisch und freiheitlich gesinnt ist, gern einen derben Spaß macht, aber ebenso hilfsbereit, entgegenkommend und gutmütig sich äußert. „Komplimentierbriefe“ kann er nicht schreiben, von Titeln will er nichts wissen, meint z. B. scherzhaft: „Ich bin kein gnädiger sondern ein barmherziger Herr.“ Die meisten Schreiben sind deutsch abgefaßt, auch an hohe Gönner; nur einige Briefe an Gelehrte stelzen lateinisch einher, bezeichnenderweise keiner französisch. Über zeitgenössische Werke urteilt er in diesen vertrauten Briefen rein sachlich und bedauert oftmals, daß er zum Kampf gegen diese oder jene Schrift gezwungen ist.

Aus Berlin, wo er bald heimisch geworden, erzählen uns seine Briefe von mancherlei Freunden, die er gefunden. Des Hofdichters Johann von Besser, der Gattin und Sohn kurz nacheinander verloren, nimmt er sich an. Seinen Schwager Hedinger umsorgt er, als dieser auf Besuch in Berlin erkrankt. Mit dem neuen Berliner Hofprediger Spener versteht er sich bald ausgezeichnet, wiewohl in diesen zwei Männern Aufklärung und Pietismus aufeinanderprallen. Mit Seckendorf, dem hallischen Kanzler und Kirchengeschichtsschreiber, hat er manchen Strauß durchgefochten, ist

aber sogleich bereit, mit ihm, den er trotz aller Gegensätze hochschätzt, Frieden zu schließen. „Ich mußte mich fast schämen, ihn unter die Zahl meiner Feinde zu rechnen, die ich sonst alle zusammen unter der Rubrik Scherenschleifer begreifen konnte.“ Mit Leibniz, dem andern großen Obersachsen, der ihm übrigens nicht wohl will, ja gern hämisch über ihn urteilt, wechselt er ein paar lateinische Briefe, zuerst, weil Leibniz seine Mitarbeit an einem Werke der Rechtswissenschaft wünscht, sodann, als Leibniz zwischen Pufendorf und dem Landgrafen von Hessen-Rheinfels einen Briefwechsel vermittelt, der seltsam genug verläuft: Der Landgraf ist katholisch geworden, aber Pufendorf nimmt ihm gegenüber kein Blatt vor den Mund, wenn er das Papsttum oder die Jesuiten in Grund und Boden kritisiert. Trotzdem bleibt der Landgraf ihm gewogen.

Ungezwungen spricht sich Pufendorf in Briefen an seinen alten Freund Professor Pregelzer in Tübingen, an den kampflustigen Jünger Thomasius und an dessen Schwager Rechenberg in Leipzig aus. Barrentrapp urteilt nach all diesen Schreiben: „Pufendorfs Briefe zeigen, daß er größer war, als er in irgendeinem einzelnen seiner Werke sich uns darstellt.“

Der Gedankenaustausch mit Thomasius, der ungefähr aller vierzehn Tage hin und her geht, enthüllt uns auch allerlei Züge aus Pufendorfs Alltag. So läßt Thomasius den Meister immer wieder nach Leipzig ein. Der würde auch gern „das alte ehrliche Leipzig“ besuchen, um einmal Leipziger Lerchen zu essen; aber die Arbeit läßt ihm keine Zeit. Da sendet ihm Thomasius öfter schöne, große Leipziger Lerchen, d. h. wirkliche Vögel als Leckerbissen (nicht das heute als Ersatz so benannte Gebäck!). Sie munden dem Berliner Geheimrat vorzüglich. Auch gehen Neujahrswünsche, Grüße

von Gattin und Kindern herüber und hinüber. Pufendorf verspricht, sich für Thomasius zu verwenden, gibt ihm gar manchen guten Rat, z. B. als Thomasius von seinen und Pufendorfs sächsischen Gegnern gezwungen wird, Leipzig zu verlassen. Offenbar ist Pufendorf behilflich, den jungen Freund in Halle an der neu zu gründenden Universität unterzubringen. Thomasius hat damals Pufendorf in Berlin besucht. Nun soll er aus Halle, seinem neuen Wirkungskreis, berichten, „wie sich das Wesen zu Halle anläßt“. Scherzhaft schlägt Pufendorf dabei als Predigttext für die streitenden Geister in Halle den letzten Vers von Markus 9 vor: „Habt Salz bei euch und habt Frieden untereinander.“ Salz hätten sie ja in Halle genug. Ein anderer Scherz, echt obersächsisch in seiner Silbenspielerei, sei angefügt. Pufendorf regt an, die Jenaer Professoren Hundeshagen und Schlevogd lieber Hundesvogt und Schlehagen zu nennen, „so sich viel besser schicken würde“.

Der anfangs noch etwas schüchterne Thomasius hatte 1688 die Befürchtung ausgesprochen, der verehrte Meister könne ihm übel vermerken, wenn er in einigen Punkten von seiner Meinung abweiche. Überlegen beruhigt ihn Pufendorf darüber. Oftmals zollt der alte Streiter dem jungen, vorstürmenden Aufklärer Beifall. Als Thomasius seine in der Geistesgeschichte berühmt gewordene Zeitschrift „Monatsgespräche“ herausgibt, rät Pufendorf ihm zuerst, sich damit nicht zu viel Feinde zu machen, freut sich aber jedesmal mehr über die wohlgelungenen Hefte und schreibt einmal, könnte Thomasius „durchdringen wider die Pedanterei, würde er sich um unser Vaterland unsterblich verdient machen“. Oder eine andre Äußerung über die Monatsgespräche: „Sie sind ein anmutig Werk, auch nützlich, die kahlen Skribenten durch die Spießruten laufen zu lassen.“

Thomasius hat bekanntlich als erster Hochschullehrer in Deutschland seine Vorlesungen am Schwarzen Brett deutsch angekündigt. Pufendorf freut sich damals darüber, daß Thomasius sprechen will über Gratians Grundregeln „vernünftig, klug und artig zu leben“. Dabei begrüßt er des jungen Professors Wunsch, die deutschen Gelehrten möchten in ihrer Muttersprache schreiben, mit den Worten: „Ich bin nicht von der Kezerei, daß nicht auch in unsrer Sprache gelehrte Dinge sollten geschrieben werden“, oder meint im selben Brief: „Ich halte sehr viel davon, daß man deutlich schreibe, und ist solches ein Zeichen davon, daß man in seinem Kopf aufgeräumt hat.“ Zwei weitere Lebensweisheiten, die er seinem Schüler ans Herz legt: „Es schickt sich nicht, daß die Wahrheit alle Zeit und von jedem gesagt werde.“ Oder: „Wenn man auf gut Fundament und mit Vorsichtigkeit gehet, kann man durch Feinde sein Glück und sein Ansehen vorwärts bringen.“ Gerade hier spricht unverblümt ein kluger, zugleich tapferer Obersachse zu uns.

Zahlreiche Briefe des unerschrockenen Mannes an den Mittkämpfer Thomasius handeln von den Streitigkeiten, in welche beide verwickelt sind. Als Thomasius mit einem gewissen Masius in Kopenhagen in Widerstreit gerät, will Pufendorf seinen schon in dänischem Dienste stehenden Bruder Esaias als Helfer mit einspannen: „Der lausichte Masius, der billig ein paar Jahr im Schubkarren gehen sollte zur Strafe, daß er nicht bessere Bücher schreiben gelernt.“ Auch die berühmte Beckmann-Epistel, die früher fälschlich Pufendorf zugeschrieben wurde, kommt öfter in dem Briefwechsel vor. Pufendorf erzählt: „Ich lese sie abends, ehe ich schlafen gehe, um gute Träume zu bekommen, und meine Frau wundert sich, was ich zu lachen habe.“

Schließlich sei eine witzige Bemerkung Pufendorfs über

Thomasius, auf dessen engstirnige theologische Widersacher gemünzt, aus einem Brief an Rechenberg angeführt: „Ob jene Herrn Thomasius recht tun, daß sie ihn einen Synkretisten heißen (d. h. einen, der die Religionen verschmelzen will), kann ich nicht beurteilen, weil ich die Begriffsbestimmung Synkretist nicht weiß. Denn auch bei etlichen die darunter gerechnet werden, die Käse und Butter zusammenessen.“

Das aufrichtige vertrauensvolle Verhältnis der beiden ober-sächsischen Kampfnaturen wirkt sich noch nach Pufendorfs Tode aus. Seine Witwe sendet an Thomasius den Katalog der Bücher ihres Mannes, 2000 Nummern umfassend, und bittet ihn um Rat. Thomasius selber aber setzt Pufendorfs Kämpfe fort, hilft seine naturrechtlichen Gedanken weiter verbreiten und gibt auch einzelne Schriften seines Meisters heraus. Die Freundschaft Pufendorfs mit Thomasius ehrt beide Männer gleicherweise. Sie hat in der Geistesgeschichte wenig Gegenstücke.

Wider die Welschen

Ein paar Proben aus Pufendorfs Briefen mögen seine heiße Vaterlandsliebe kennzeichnen. Immer wieder ward sein deutsches Empfinden verletzt und gereizt durch die Erpresserpolitik Ludwigs XIV. Wie wir im Versailler Diktat für unsere, so sieht Pufendorf im Frieden von Nymwegen den Anfang aller politischen Verwirrung seiner Zeit. Darum ruft er immer aufs neue zum Widerstand gegen Frankreich auf.

Zum dritten Raubkrieg Ludwigs, 20. Oktober 1688 an Rechenberg: „Was das deutsche Schicksal anlangt, so müssen wir wohl den Franzosen gönnen, daß sie ihr Tempo in acht genommen und als Diebe uns überfallen; man muß doch

hoffen, daß Gott unsrer Nation beistehen wird, daß wir ihnen wieder vergelten können die Schmach, so sie an uns getan, und wird nächst Gott der Ober- und Niedersächsische Kreis Deutschland müssen erretten."

6. Dezember 1690 an Rechenberg: „Ich hoffe doch, mich nicht gar zu übel um mein Vaterland verdient zu machen, wenn ich die politischen Geheimnisse unsrer Zeit vor Augen stelle, ob vielleicht einer oder anderer etwas zur Besserung daraus lernen könne und woher es komme, daß man mit so großer Macht gegen die gallische Bestie so wenig ausrichte.“

1. November 1691 an den Landgrafen von Hessen-Rheinfels: „Es wäre wohl zu wünschen, daß Gott die Häupter unsrer Nation dahin erleuchten wolle, ein solch heilsam Werk (Vorschlag einer Reichsreform) einzurichten, wodurch unser Vaterland vor den Insulten der Franzosen und anderer „Befreier“ in Sicherheit und Ansehen könnte gesetzt werden, da solches durch die jetzige Ohnordnung je länger je mehr in Konfusion gesetzt wird und den Fremden Haare lassen muß . . . Ich glaube, wenn uns Gott in diesem Kriege Glück gäbe, daß wir Frankreich ein wenig herunter und in den Stand bringen könnten, daß es die Nachbarn so leichtfertig wie bisher nicht überfallen dürfte, so möchte sich unsre respublica wohl weiter hinschleppen, weil die krumme Figur so sehr verhärtet ist, daß man sie eher zerbrechen als gerade richten kann.“

An Pregelzer, 3. Oktober 1691: „Aus meiner Geschichte Friedrich Wilhelms wird die Nachwelt mit ungetrübter Glaubwürdigkeit erfahren, in welcher Absicht der letzte Krieg geführt ist und an wem die Schuld liegt, daß in Nymwegen ein so unrühmlicher Frieden geschlossen ist . . . Es ist von Wichtigkeit, die früheren Irrtümer des Vaterlandes kennen zu lernen.“

An Thomafius, 9. April 1692: „Der Frieden von Nymwegen, für unser Reich ein unseliger und schändlicher Friede, der uns den jezigen Krieg geboren.“

Ein Franzose hatte über Pufendorfs Geschichtschreibung geäußert, er hätte den Ruhm der Franzosen aus Abneigung herabgesetzt. Pufendorf meint daraufhin an Thomafius: „Das nicht, nur ihre Falschheit habe ich wohl ziemlich aufgedeckt.“

An Rechenberg, 20. Juli 1692: „Gott gebe den Regenten von meinem Vaterland heiligen Mut, guten Rat und rechte Werke!“

Aus Pufendorfs „Friedrich III.“, Buch II, § 44: „Ludwig XIV., dessen Schmeichler bisher als vornehmstes Ziel seiner Handlungen den Ruhm gepriesen hatten, hielt es nicht für ausreichend, das heiligste Land menschlicher Gemeinschaft, die Treue, schamlos zerrissen zu haben, sondern er führte mit solcher Wildheit den höchst ungerecht begonnenen Krieg, daß die Barbaren im Verhältnis zu ihm menschlich erschienen . . . Vielleicht gefiel es Gott, der französischen Raserei die Zügel zu lockern, damit durch ein so hartes Arzneimittel die der deutschen Nation angeborene Torheit ausgerottet würde, alles Französische zu bewundern, auch die schlechten Sitten der Franzosen nachzuahmen, ihr Geld in dieses Volk zu bringen, von dem es dann mißbraucht wurde, um Deutschland ebenso wie andre Nachbarn zu verhöhnern.“

Ende und Nachruhm

In Berlin war Pufendorf durch seine Arbeit so gefesselt, daß er kaum einmal die kleine Tagereise nach Potsdam fuhr. Doch hat er im Sommer 1689 nochmals Bad Pyrmont auf-

gesucht. Bereits während der Arbeit am „Friedrich Wilhelm“ drang der schwedische Gesandte in ihn, er sollte nach Stockholm zurückkehren. Kräftig wehrte sich der Forscher gegen diese Zumutung und legte dem Schwedenkönig seine Gründe dar, weshalb er nicht kommen würde. Dem befreundeten schwedischen Generalmajor von Dahlberg, der die Kupferstiche für die Geschichte Karl Gustavs beschaffen sollte, teilte er mit, er selber möchte dies Geschichtswerk, das er in Berlin dreimal durchgeseilt habe, ausstatten und zum Druck bringen. 1000 Dukaten seien ihm zugesagt, wenn er deshalb nach Schweden kommen wollte. Doch hielt er die umständliche Reise für unnötig. „Ich arbeite“, schrieb er, „hier das fünfte Jahr und sehe schon das Ende des Buches über Friedrich Wilhelm sich nähern, wiewohl noch ein gut Stück übrig ist. Jetzt habe ich hier in der linden Luft gelebt und soll im rauhen Herbst nach Schweden kommen? Frau und Kinder werden mich bei solcher Jahreszeit nicht reisen lassen.“

Im Herbst 1693 schrieb er seinem Schwiegersohn, Rats-
herrn Tesmar in Stockholm (Gatte seiner Stieftochter):
„Ständige Kopfarbeit und Stillsitzen machen mir die Reise nach Schweden in meinem 63. Jahr beschwerlich. Ich habe aber beschlossen, im Frühjahr zu kommen.“ Er bat in diesem Briefe den Ratsherrn, sich an den Schwedenkönig zu wenden, damit dieser am Berliner Hof die Reise Pufendorfs befürworte. Wirklich reiste Pufendorf 1694 mit seiner Gattin nach Stockholm, legte die endgültige Fassung des „Karl Gustav“ vor und ward vom Schwedenkönig in den Freiherrnstand erhoben. Ein Vertrag über die Drucklegung bestimmte, daß von der lateinischen Urfassung, einer deutschen und einer französischen Übersetzung je 1000 Stück gedruckt werden sollten. (1913 erschien eine schwedische Übersetzung mit Abbildungen nach dem Original.)

Noch in Stockholm traf den Gelehrten ein Schlaganfall. Nachdem sich sein Befinden gebessert hatte, trat er die Rückreise an. Auf dieser verschlimmerte sich sein Zustand wieder, und nach der Ankunft in Berlin lag er matt und mit heftigen Schmerzen zu Bett. Ein sogenannter Leichdorn am Fuß zwang zum ärztlichen Eingriff. Als die Ärzte ihm das Bein absägen wollten, sagte er standhaft: „Wenn es Gott so gefällt, daß ich die übrige Zeit meines Lebens nur ein Bein habe, so bin ich zufrieden, wenn er mir Kopf und Hände gesund läßt.“ Im Auftrage des Kurfürsten Friedrich III. weilte Minister Dancelmann an Pufendorfs Krankenlager und wohnte auch der Operation bei. Anfänglich hofften die Ärzte, ihn durchzubringen. Aber am neunten Tage trat Wundfieber auf, und am 5. November 1694 nachmittags 4 Uhr verschied er.

Beigesetzt hat man den großen Geisteshelden in einer Nische der Berliner Nikolaikirche. Unter seinem Freiherrnwappen weist sein Grabmal die (lateinische) Inschrift auf:

Hier ruhen seine Gebeine.

Seine Seele hat der Himmel aufgenommen.

Sein Ruhm fliegt über den ganzen Erdkreis.

Nach Pufendorfs Tode erschienen noch vier Werke, um deren Herausgabe sich seine Witwe verdient gemacht hat. Pufendorf hatte ihr auf dem Totenbett Anweisungen dazu gegeben. 1695 kam in Lübeck eine letzte Schrift Pufendorfs über Religionsfragen heraus: „Jus feziale divinum“ genannt, die Vorschläge macht, Lutheraner und Reformierte in Glaubensdingen einander näher zu bringen. Im gleichen Jahre erschien in Berlin sein „Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst“, 1696 in Nürnberg der „Karl Gustav von Schweden“, wogegen die „Geschichte Friedrichs III.“, an der Pufendorf zuletzt gearbeitet hatte, wie erwähnt, erst vom Grafen

Hertzberg 1784 veröffentlicht wurde. Zu „Karl Gustav“ hatte der in Nürnberg als Arzt lebende Bruder des Thomasius eine Vorrede geschrieben, in welcher er Pufendorfs reiche Gaben, seine vielseitigen Leistungen, seinen Fleiß, die unbedingte Zuverlässigkeit und schriftstellerische Kraft des Verstorbenen würdigte und die versteckten Gegner geißelte, die den toten Löwen am Bart zu zupfen versucht hatten.

Pufendorfs Gattin erhielt zunächst vom dankbaren Kurfürsten ein jährliches Gnadengehalt von 500 Talern. Jedoch der sparsame, den Wissenschaften abholde Soldatenkönig strich gleich nach seinem Regierungsantritt diesen Betrag.

Pufendorfs Einfluß als Mitbegründer des Naturrechts, als Kritiker der deutschen Reichsverfassung und als Geschichtsschreiber war gewaltig, blieb aber den Nachgeborenen, die seine Errungenschaften als selbstverständlich übernahmen, vielfach unbewußt, zumal nur eine armselige Lebensbeschreibung Pufendorfs von Adlemannsthal 1710 erschien. Das 18. Jahrhundert zehrte lange von seinen neuen Gedanken, die sein Schüler Thomasius eifrig ausweitete. Aber schon unsern Klassikern war Pufendorf ein leerer Name geworden. Goethe läßt in „Rameaus Neffen“ sagen: „Rämen Pufendorf und Grotius auf die Welt zurück, sie stürben vor Hunger an einem Prellstein.“ Und Schiller reimt:

Drum laßt der wilden Wölfe Stand
Und schließt des Staates dauernd Band!
So lehren vom Ratheder
Herr Pufendorf und Feder.

Daß dieser vielgenannte Denker kein fadenscheiniger Rathedergelehrter sondern ein umfassender, kühner Bahnbrecher, ein unerschrockener Kämpfer, ein blutvoller, vaterlandsliebender, warmherziger Mensch war, davon ahnte schon das 18. Jahrhundert nichts mehr. Selbst Friedrich der Große

hat zwar von Dufendorfs Gedanken gezehrt und viele seiner Forderungen verwirklicht, aber den seltenen Mann nicht gewürdigt.

Erst zweihundert Jahre nach seinem Wirken ward er wieder in seiner ganzen Größe erkannt, und der Obersachse Heinrich von Treitschke hat sein Bestes getan, Dufendorfs Bedeutung klarzustellen.

Heute dürfen wir abermals voll Stolz des kraftvollen Mannes gedenken. Er war ein Kämpfer für Deutschland, und „sein Ruhm fliegt über den ganzen Erdkreis“.

Schrifttum

Allgemeine Deutsche Biographie.

Breslau, Harry, Severinus von Monzambano (Übersetzung) Berlin 1870.

Dropsen, Gustav: Zur Kritik Pufendorfs (Berichte der Kgl. Sächs. Komm. d. Wissenschaften 1864).

Franklin, Otto: Das Deutsche Reich nach Severinus von Monzambano. Rektoratsrede Greifswald 1872.

Funke, Hermann: Die Lehre vom Fürsten bei Pufendorf. Diss. Berlin 1930.

Gigas, Emil: Briefe Samuel Pufendorfs an Christian Thomasius. München und Leipzig 1897.

Hettner, Hermann: Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. 6. Aufl. Braunschweig 1913.

Jastrow, J.: Pufendorfs Lehre von der Monstrosität der Reichsverfassung. Berlin 1882.

Lezius, Friedrich: Der Toleranzbegriff Lockes und Pufendorfs. 1900.

Meyer, Paul: Samuel Pufendorf, ein Beitrag zur Geschichte seines Lebens. Programm Grimma 1894.

Randbemerkungen zum Monzambano. Berlin 1894.

Redlich, Oswald: Das Tagebuch Esajas Pufendorfs am Kaiserhofe. Mitteil. d. Inst. f. österr. Gesch., 37. Bd. 1917.

Roch, Willy: Abnentaſel von Pufendorf. Glückauf! Jg. III (1932) 8—11.

Rödding, Hans: Pufendorf als Historiker und Politiker. Diss. Erlangen. Halle 1912.

Salomon, Fris: Severinus de Monzambano. Weimar 1910.

Selzer, E.: Der Übertritt des Großen Kurfürsten von der schwedischen auf die polnische Seite ... in Pufendorfs „Karl Gustav“ und „Friedrich Wilhelm“. Heidelb. Abhandlungen. 6.

Schirmacher, Bruno: Esajas Pufendorf und seine Denkschrift 1682. Jahresber. d. Realschule v. d. Lübecker Tore in Hamburg. 1907.

Treitschke, Heinrich von: Samuel Pufendorf. Preuß. Jahrbücher, Bd. 35, 614—655; Bd. 36, 67—109.

Varrentrapp, Konrad: Briefe von Pufendorf. Hist. Zeitschr. Bd. 70 (1893), 1—51; 193—232.

Welzel, Hans: Die Naturrechtslehre Pufendorfs. Diss. Jena 1930.

Weppler, Albert Paul: Samuel Pufendorf, ein Bahnbrecher auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Urteilsfreiheit. Diss. Gießen. (Auszug 1928).

Wille, J.: Zur Berufung Pufendorfs nach Heidelberg. Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins. 1918. S. 133 ff.

Wolf, Erik: Grotius, Pufendorf, Thomasius. Drei Kapitel zur Gestaltungsgeschichte der Rechtswissenschaft. Tübingen 1927.

Pufendorfs eigene Werke sind oben im Text aufgeführt. Vergl. dazu die Übersicht von 34 Werken Pufendorfs bei Paul Meyer, s. o.

26. 07. 76

1848

1849

1850

1851

1852

1853

1854

1855

1856

1857

1858

1859

1860

1861

1862

1863

1864

1865

1866

Datum der Entleihung bitte hier einstampeln!

23. Dez. 1992

23. Dez. 1992		

III/9/280 JG 162/6/85

2. Ex.

1. Ex.: Z. 8° 7381, Bd 12 = 0

1 Aug. Staatslehre Q

Bio K

Pinfendorf, Samuel Fohr v.
dt. Jurist u. Historiker
1632 - 1694

2.3. 8° 6479x

Nur bedingt
verleihbar



PRESERVATION ACADEMY

Entsäuert
05 / 2005

SLUB DRESDEN



3 2705149